SANDEN Was muß geschehen?

HEINRICH L. SANDEN

WAS MUSS GESCHEHEN?

Weiße Welt am Wendepunkt

HEINRICH L. SANDEN

WAS MUSS GESCHEHEN?

WEISSE WELT AM WENDEPUNKT

DRUFFEL-VERLAG
LEONI AM STARNBERGER SEE

Schutzumschlag: Hasso Freischlad

Internationale Standard-Buchnummer
ISBN 3 8061 0510 3

1971

 · Druck: Mercurius P.V.B.A. Antwerpen · Printed in Belgium

Wider den Wissensverzicht

Es begab sich zu Ende der 60er Jahre des 20. Jahrhunderts in der Bundesrepublik Deutschland, doch könnte die Szene sich ähnlich in nahezu jedem weißen Land dieser Gegenwart zugetragen haben:

Eine jener Zusammenkünfte fand statt, in denen junge und ältere Intellektuelle mit gespannten Gesichtszügen und im Hochgefühl geistiger Beweglichkeit die Zeichen der Zeit zu erörtern belieben, erfüllt von der Überzeugung, die Zukunft dieser Welt orientiere sich nach ihren Wortprägungen.

Nachdem er manche Stunde lang Deutungen der heutigen „Menschheits"-Entwicklung und Spekulationen über wünschenswerte „Gesellschaftsreformen" angehört hatte, meldete sich ein Publizist zu Wort, der vieles von dem, was hier zur Debatte stand, an zahlreichen Plätzen unseres Erdballes mit eigenen Augen gesehen und nicht ohne Nachdenklichkeit beobachtet hatte.

Der Diskussionsleiter mißtraute dieser Wortmeldung sofort — sie erwies sich in der Tat als eine Störung des bisherigen consensus omnium: Von einer als „einheitlich" begreifbaren „Menschheit" zu sprechen, sei schlicht ein Irrtum, so sagte der Aufgerufene. In etwa 20000 Generationen habe sich der Vorzeittypus „homo sapiens" sowohl körperlich wie auch geistig weit auseinanderentwickelt, also seien Rezepte, die diese Grundtatsache außer Acht ließen, weder für das Gegenwartsurteil, noch für einen Zukunftsausblick von Nutzen.

Als diese Hinweise in den Raum gesprochen waren und gar einige der Teilnehmer aufzuhorchen begannen, war die Ge-

duld am Vorstandstisch erschöpft. Der Redner wurde aufgefordert, sein Argument abzubrechen. Nach Widerspruch aus dem Teilnehmerkreis fand schließlich eine Abstimmung statt; das Verlangen nach Sofortbeendigung des Diskussionsbeitrages wurde zwar mit knapper Mehrheit verworfen, aber der Redner wünschte nicht, die Selbstzufriedenheit der Versammlung weiter auf die Probe zu stellen; er sagte noch ein paar abschließende Sätze — dann schwieg er. Bevor man auseinander ging, gab es noch einige Entschuldigungen. Den Intelligenteren war es um das Dekorum der Meinungsfreiheit zu tun. Das, worum es ging, begriffen auch sie nicht.

*

Der Leser wird bemerkt haben, daß der Autor dieses Erlebnis als eine Art Gleichnis berichtet. Immerhin: die Szene ist nicht erfunden; im Gegenteil — sie war ihm ein ebenso unvergeßlicher wie nützlicher Anstoß, denn er war gerade mit der Niederschrift des Buches beschäftigt, das mittlerweile (im Herbst 1969) unter dem Titel „Die Welt der Tausend Völker — Erkundungsreise in die Wirklichkeit" erschienen ist. Es war nun klar, daß dieser lockere Bericht über erlebte Zustände und erfahrene Verhältnisse einer zusammenfassend-kritischen Ergänzung bedürfe. Für das Vorwort des Buches war der Satz bereits zu Papier gebracht:

„Seit Jahrmillionen hat sich auf dieser unserer alten Erde alles Lebendige — und schließlich auch die Menschenwelt — in eine grandiose Vielzahl von Erscheinungen gegliedert. *Diese* Tatsachen, sie anzuerkennen, und sie mit Verstand zu meistern, *darauf* kommt es heute an."

Nun wurde dem eine Fußnote beigefügt des Inhalts, daß zur Frage WAS MUSS GESCHEHEN? eine eigene Schrift vorbereitet werde, verbunden mit dem Hinweis, daß der aufmerksame Leser der „Welt der Tausend Völker" in jenem Buch „manche Antwort bereits angedeutet" finde.

Der Autor war sich nun freilich nicht mehr im Zweifel darüber, daß es mit Andeutungen kaum getan sein konnte. Jenen Akademikern hatte es schlicht an Kenntnissen gefehlt, die zwar greifbar sind, aber trotzdem in den heutigen Wissensfundus des durchschnittlich Gebildeten noch nicht Eingang gefunden haben. Wie Theologen des 16. Jahrhunderts, in deren Kreis etwa jemand das kopernikanische System zu Unrecht als bekannt voraussetzte, sah eine beträchtliche Versammlung von intelligenten Deutschen sich konsterniert Hinweisen gegenüber, mit denen sie nichts anzufangen wußte, von denen sie freilich ahnte, daß schon eine Duldung solchen Denkens zu beunruhigenden Folgerungen führen müsse.

Wozu noch zu sagen ist, daß die einstigen Kirchenlehrer vergleichsweise nur bescheidene Einbußen inbezug auf die wörtliche Glaubhaftigkeit einiger Bibeltexte hinzunehmen hatten, wenn sie schließlich anerkannten, daß die Erde sich um die Sonne dreht, und nicht umgekehrt.

Die Folgerungen, die geistig für unser Urteilen, politisch für unser Handeln und nicht zuletzt moralisch für unser Bedürfnis nach Gerechtigkeit zu ziehen sind, wenn das von physikalischer Megalomanie gekennzeichnete „Atomzeitalter" abgelöst wird von der wissenschaftlich seit einem Jahrhundert vorbereiteten, aber von den Machthabern der „Moderne" zurückgestauten biologischen Aufklärungsepoche: eine solche Skizze zu entwerfen, ist das Anliegen dieser Schrift.

Es wird sich zeigen, daß das ein im Wortsinne revolutionäres Beginnen ist, denn eine ganze Lawine von falschen „Geglaubtheiten" — um einen dafür sehr treffenden Ausdruck des politischen Dichters Hans Grimm heranzuziehen — muß aus dem Wege geräumt werden, manches bislang perfekt erscheinende Gedankengebäude gerät ins Wanken.

Auch der Nachdenkliche kann irren und falsche Wege

gehen, solange das Dunkel der Unkenntnis ihn umgibt. Kein Vorwurf trifft den Philosophen, dessen Thesen durch spätere Erkenntnisse widerlegt werden. Unentschuldigt bleibt nur ein Denker, der nicht wissen *will*, was er wissen *kann*.

Das aber genau ist die Klage, die heute ähnlich hart zu erheben ist, wie einst zu Ende des Mittelalters.

Einer der großen Biologen unserer Zeit, der Verhaltensforscher Konrad Lorenz, hat einmal davon gesprochen, es sei der „schlimmste Verstoß gegen die induktive Forschung, wenn Wichtiges unberücksichtigt bleibt"; er prägte dafür das ebenso bittere wie scharfsichtige Wort vom „Wissensverzicht"*.

„Wissensverzicht" — das ist das Rückzugsgefecht jeder Geisteshaltung, die durch neu erkannte Tatsachen widerlegt wird, das Merkmal jeden großen Überganges, jeder beginnenden Umlenkung des Stroms der Zeit. Wenn er versucht, sich ein neues Bett zu graben, werden ihm Hindernisse des Unwillens in den Weg geschaufelt. Auch Professoren — obwohl ihr Titel sie zum „Bekennen" verpflichtet — sind nicht immer frei von der Furcht vor dem „Unzeitgemäßen", wobei sie außer Acht lassen, daß das heute Unzeitgemäße sehr wohl das „Zeitgemäße" von morgen sein kann.

Über die Schwelle zum deutlichen Wort, zur unbeirrbaren Folgerung aus erkannten Tatsachen, ohne Eifer, aber auch ohne Zögern hinwegzuschreiten: das muß dem, der die Aufgabe erkannt hat, in Zeiten der Entscheidung zur Pflicht werden.

*

Der nachdenkliche Leser wird bereits bemerkt haben, daß die Titelfrage dieser Schrift „Was muß geschehen?" in doppeltem Wortsinn aufgefaßt werden kann:

---

* Konrad Lorenz: Über tierisches und menschliches Verhalten. Gesammelte Abhandlungen Band II, München 1965, Seite 253.

Einerseits als ein Blick auf Zwangsläufiges in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, also im Sinn einer Beschreibung: was geschieht etwa „determiniert“ d.h. mit vorhersehbarer Gewißheit?

Andererseits aber ist das Wort auch als Erkundung aufzufassen: wie ist zu handeln?

Zu beiden Fragen können heute brauchbare Antworten ermittelt werden. Die Gesetze des Lebens, auch des menschlichen Lebens sind im 20. Jahrhundert kein unentwirrbares Geheimnis mehr. Wir sind nicht wie frühere Generationen allein auf unseren Instinkt angewiesen, um die Richtung zu erkennen. Nur „Wissensverzicht“ behindert uns.

„Aufforderung zur Vernunft“ ist deshalb das Losungswort zur Antwortsuche auf die Frage „Was ist zu tun?“.

„Vernunft“ ist Ausschau nach dem Zweckmäßigen unter Heranziehung aller verfügbaren Einsichten. Daß heute — nach den Erlebnissen des 20. Jahrhunderts — ein Appell an die Vernunft des weißen Mannes spät kommt, ist gewiß. Ob es sich noch um die „vorletzte Stunde“ handelt oder das hier Gesagte nur eine bereits in vollem Gange befindliche Katastrophe beschreibt, sie aber nicht mehr aufhält?

Unsere Enkel werden darüber urteilen — wenn sie überleben.

Der Autor bekennt sich allerdings zur Zuversicht, sonst hätte er weder von der „Welt der Tausend Völker“ berichtet, noch diese Schrift geschrieben: es ist nie zu spät, die Wirklichkeit so zu sehen, wie sie ist; nie zu spät, aus dem Erkannten vernünftige Schlüsse zu ziehen; nie zu spät, das in des Wortes unmittelbarer Bedeutung Notwendige zu tun.

Fortschritt im Wahn: Zeitenwende – Zeitenende?

Zunächst eine historisch-politische Erinnerung:

Die Nachrufe der derzeitigen Geschichtsschreiber auf den im Jahre 1945 wenige Wochen nach der Jalta-Konferenz verstorbenen amerikanischen Präsidenten Roosevelt pflegen zu seiner Entschuldigung vorzubringen, er habe in jener folgenreichen Verhandlung mit Stalin der Auslieferung Osteuropas an die Sowjetunion nur zugestimmt, um dafür den Beitritt Rußlands zur neubegründeten „Welt-Friedens-Organisation", den „Vereinten Nationen" einzuhandeln.

Für den Zweck unserer Untersuchung wollen wir unterstellen, Roosevelt habe wirklich so gedacht* und es auch als notwendigen Fortschritt für die Gesamtmenschheit erachtet, daß die Sowjetunion sich an jenem Bürogebäude beteilige, das mittlerweile am New Yorker Hudson-Ufer aufgerichtet wurde.

Daß mit der Tätigkeit der UN und ihres — durch das Vetorecht von vier Großmächten ohnehin gelähmten — „Weltsicherheitsrates" weder Kriege verhindert noch eine „Zeitenwende" herbeigeführt wurde, weiß heute jeder Zeitungsleser. Die gewiß von manchem Amerikaner einstmals geglaubten Wunschträume haben sich mittlerweile ins Nichts verflüchtigt.

---

* Daß Roosevelts politisches Denken und Handeln vorrangig von antideutschen Vorstellungen beherrscht war, darüber geben die Dokumente des Morgenthau-Tagebuches (Deutsche Ausgabe, Druffel Verlag, Leoni am Starnberger See 1970) reichlich Auskunft. Es war nicht nur der damalige US-Finanzminister, sondern auch der Präsident, der unter Bezugnahme auf eine angebliche deutsche Beherrschung der Weltmärkte vor dem Ersten und dem Zweiten Weltkrieg eine „Beschränkung der industriellen Betätigung" Deutschlands (und Japans) forderte (a.a.O. S. 263).

Massive Realität dagegen wurde die Ausbreitung des Sowjetimperiums in Europa und die amerikanische Seeherrschaft auf den Weltmeeren. Das erstere hat sich seit 1945 gefestigt, die letztere wird zunehmend in Frage gestellt.

Die beiden aus dem Zweiten Weltkrieg hervorgegangenen „Super-Mächte" sind seit einem Vierteljahrhundert damit beschäftigt, gegenseitig eine Art Welt-Gleichgewicht aufrecht zu erhalten; in ihrem Positionsringen haben sie in den „Vereinten Nationen" eine Claque von Trabantenstaaten um sich versammelt, ja sie lassen sogar Stellvertreter-Kriege führen.

Die politischen Geschehnisse des 20. Jahrhunderts haben zwar bewirkt, daß an die Stelle des europäischen Großmächte-Konzerts des 19. Jahrhunderts eine superkontinentale Rivalität getreten ist; daß aber diese Umordnung für die Gesamtmenschheit einen „Fortschritt" bedeute, kann nur glauben, wer die Möglichkeit und die Folgen des stets drohenden Konfliktes nicht in Rechnung stellt.

Anlässe für einen Zusammenprall können täglich gefunden werden, er ist in der Stunde zu erwarten, in der eine der beiden übergroßen Mächte sich eines ernstlichen waffentechnischen Vorsprunges gewiß zu sein glaubt.

In diesem auch für die Unbeteiligten zukunftsbedrohenden Hintergrundringen hat die Organisation der „Vereinten Nationen" die Rolle einer Vernebelungsbrigade zugewiesen erhalten, deren Kampfwert zwar belanglos, deren Tätigkeit aber für den Aufmarsch der Fronten dennoch von Bedeutung ist. Die Diplomaten- und Politikerscharen, die durch die New Yorker Versammlungsräume und Wandelhallen geistern, fühlen sich manchmal bereits als eine Art Weltregierung, ohne es zu sein. Die Texte, die sie verkünden dürfen solange sie nicht eine der Supermächte direkt beeinträchtigen, zielen auf einen ähnlichen Fortschritt im Wahn, wie er schon in Jalta Pate gestanden hatte.

Innerhalb ihres begrenzten Tätigkeitsrahmens war und ist es ein besonderes Anliegen der „Vereinten Nationen", den „Kolonialismus" zu bekämpfen — freilich nur dort und nur insoweit, als weder die Sowjetunion noch die Vereinigten Staaten in ihren Interessen betroffen werden.

Kein kritisches Wort war aus New York jemals zu vernehmen gegen die politische und wirtschaftliche Entmündigung eines Dutzends europäischer Völker im sogenannten Ostblock. Auch die Vereinigten Staaten haben sich bekanntlich nach 1945 mit der von ihnen zunächst — im Sommer 1940 — nicht anerkannten zwangsweisen Eingliederung Estlands, Lettlands und Litauen in den sowjetischen Staatsverband abgefunden. Hinter dem gleichen Nebelschleier des Schweigens blieben die in der Sowjetunion durchgeführten „Völkerbestrafungen" verborgen: Nicht nur die Wolgadeutschen, auch Sowjetbürger sieben weiterer Nationalitäten wurden vor und nach 1945 aus ihren Wohngebieten vertrieben und — soweit sie die erste Verfolgungswelle überlebten — durch verstreute Ansiedlung so gründlich ihrer Identität beraubt, daß ein britischer Forscher in einer sorgfältigen Untersuchung die Sowjets nüchtern als „Völkermörder" apostrophierte*. Nicht einmal der ganz und gar nicht geheimgehaltene sowjetische Truppeneinmarsch in die nur in bescheidenen Wortgefechten gegen die russische Vorherrschaft rebellierende Tschecho-Slowakei im August 1968 wurde von den „Vereinten Nationen" beachtet.

Wortreich beschäftigt sich diese Organisation dagegen mit den politischen Verhältnissen im ehemaligen Deutsch-Südwestafrika.

Gerade hier aber ist ein geradezu klassisches Exempel zur Frage: „Was ist Fortschritt?" geboten.

---

* Robert Conquest: The Nation Killers The Soviet Deportation of Nationalities, London 1970.

In der „Welt der Tausend Völker“ habe ich einige Streiflichter aus Windhoek berichtet (a.a.O. S. 492—506): Als ein deutscher Kaufmann sich dort Ende des 19. Jahrhunderts um den Aufbau einer Siedlungskolonie bemühte, stieß er sowohl in Kapstadt als auch in Berlin auf Unverständnis; das Land war wahrlich „wüst und leer“, um die Worte der Bibel zu gebrauchen. Niemals in geschichtlicher Zeit gab es hier staatliche oder kulturelle Ansätze. Nomadisierende Stämme trieben ihr Vieh zwischen den paar Wasserlöchern eines Gebietes umher, das größer ist als die derzeitige Bundesrepublik Deutschland. Wo sie aufeinander trafen, lieferten sie sich blutige Kämpfe; die Hereros behaupteten sich als Herrenvolk und zwangen die Ovambos zwar nicht direkt zur Sklaverei, aber doch unter ihre Botmäßigkeit.

Dort wo heute die Stadt Windhoek mit ihren 80000 Einwohnern den Mittelpunkt eines zwar hartgebliebenen aber doch wirtschaftlich regsamen Landes bildet, wurden noch vor hundert Jahren von europäischen Forschungsreisenden buchstäblich keine Anzeichen menschlichen Lebens angetroffen. Deutsche, britische und burische Kolonisationsleistungen vereinigten sich hier in der Urbarmachung eines Landes, das bis dahin als unbewohnbar nicht nur galt sondern es auch war.

Aus den vielen Tatsachen dieser Pionierleistung seien nur zwei hervorgehoben:

Erstens: In den fast neun Jahrzehnten seit dem ersten Vordringen des weißen Mannes wurden von den weißen Farmern in Südwestafrika nicht weniger als 24000 Bohrlöcher in den kargen Boden geschlagen — ein Umstand, auf den sich eine bewundernswerte wissenschaftlich geplante Wasserbevorratungspolitik auf Landesebene gründet.

Zweitens: Durch eine von der deutschen Kolonialverwaltung im Jahre 1907 eingeführte Pelztierzucht wurde der südwester Landwirtschaft vor allem in den gefährdetsten Trocken-

gebieten eine Existenzgrundlage geschaffen, die heute nicht mehr wegzudenken ist — freilich auch eine kenntnisreiche Sorgfalt und Umsicht der Farmer fordert.

In Südwest-Afrika wurde (ebenso wenig wie im 17. Jahrhundert durch die Einwanderung holländischer Bauern in das Kapland) kein ansässiges Volk verdrängt: Die farbigen Arbeitskräfte, die heute dort tätig sind, wurden erst durch die Tätigkeit des weißen Mannes und die von ihm geschaffenen Verdienstmöglichkeiten hierher angezogen; sie verdienen mehr und leben besser als irgendwo in Schwarz-Afrika.

Alle diese Tatsachen — sie sind kein Geheimnis, jeder der irgend wann einmal jenem Bereich unserer Erdkugel einige Aufmerksamkeit zugewendet hat, kennt sie — bedeuten für die „Vereinten Nationen" nicht das geringste. Seit Jahren werden in New York Reden gehalten und Entschließungen angenommen, in denen Südwest als „Namibia" (eine ironisch-zutreffende Bezeichnung: sie ist vom Namen der Namib-Wüste abgeleitet) bezeichnet und die Einrichtung einer „Regierung" der zugewanderten Neger-Mehrheit gefordert wird. Wer genauer hinsieht bemerkt, daß es nicht die Vertreter der wirklichen Mehrheit, nicht die Ovambos sind, die solche Forderungen vertreten, sondern einige Herero-Häuptlings-Nachkommen. Diese repräsentieren zwar nur 6 Prozent der Gesamtbevölkerung von Südwest, aber sie erhoffen sich eine neue Führungsrolle, wenn erst einmal die Weißen aus dem Lande vertrieben sind. Daß dann die Tief-Bohrbrunnen bald wieder zusammenstürzen, die Karakulschafe zugrundegehen und Südwestafrika erneut Wüste werden würde — das alles bedenken weder die Hereros noch die UN-Redner der Vollversammlung, obwohl in mehreren Dutzend anderer „selbständig gewordener Staaten" Ähnliches längst geschehen ist.

Von einem „change of winds", einem „Windwechsel" sprach eifernd der seinerzeitige britische Premierminister

MacMillan Anfang der 60er Jahre, um seinen Landsleuten die Selbstauflösung des britischen Empire als eine Unvermeidbarkeit begreiflich zu machen. Die Veränderung hat — allen Doktrinen zuwider — in nahezu jedem „selbständig“ gewordenen neuen Staat zwar keineswegs „Demokratisierung“ — also eine Politisierung der Völker und Stämme — bewirkt, wohl aber einen Zugriff auf alle von Europäern und Asiaten aufgebauten Wirtschaftsstrukturen und die mehr oder weniger gewaltsame Vertreibung der bisherigen Herren zur Folge gehabt. Dabei erwies es sich als gleichgültig, ob diese wirklich Herren-Ansprüche gestellt oder ob sie nur als einfache Farmer oder Händler die heutige Lebensform und wirtschaftliche Ertragskraft der Länder aufgebaut haben, die sie nun verlassen müssen.

Diese in mehrfacher Hinsicht tragische Seite des „Zeitenwandels“ wird dem Leser europäischer und amerikanischer Zeitungen nur in gelegentlichen Notizen mitgeteilt, lautstark finden wir uns dagegen den Geschehnissen der „Entwicklungshilfe“ konfrontiert, die geradezu zu einer Philosophie der Gegenwart geworden ist — einer Philosophie freilich, zu der die Fragezeichen von Jahr zu Jahr deutlicher sichtbar werden.

Auch hier tritt bei genauerer Untersuchung der imperialistische Hintergrund des Geschehens — die Einflußbereichs-Politik der *beiden* Supermächte — unverkennbar in den Vordergrund.

Es war eine vom Präsidenten Truman im Jahre 1947 formulierte politische Doktrin, daß die Gegenposition der USA gegenüber der Sowjetunion wenig anderes als einen massiven Finanzeinsatz benötige. Für das damalige Europa und für Japan stimmte die These; die Dollar-Hilfe war lang erwartet und wirkte mächtig. Hier bedeutete sie eine „Initialzündung“, um den durch Kriegs- und Nachkriegswirren geschädigten Mechanismus der Volkswirtschaften wieder energisch in Gang zu setzen. Als das geschehen war, verlor die Sowjet-

union für die wieder lebhaft produzierenden Völker bald jegliche Anziehungskraft; für die Vereinigten Staaten war damit das seinerzeitige politische Problem gelöst.

Obwohl man in den USA es auf Grund jahrhundertelanger Erfahrungen mit den eigenen Ureinwohnern — den Indianern — hätte wissen können, wie schwierig, wenn nicht unmöglich es ist, fremde und nach europäischen Maßstäben „primitive" Völker zu zielbestimmter wirtschaftlicher Tätigkeit zu veranlassen oder gar sie zu „Industrie-Nationen" zu entwickeln, glaubte man noch in den 50er Jahren mit Zuversicht daran, ebenso wie in Europa und in Japan sei auch überall sonst in der Welt lediglich Kapitaleinsatz vonnöten.

Die Russen urteilten realistischer. Um das Feld nicht völlig den Amerikanern zu überlassen, haben auch sie in die Tasche gegriffen. Aber sie setzten ihre Mittel nur dort ein, wo sie sich auf die Dauer niederzulassen beabsichtigten. Sie handelten nach dem Programmwort des deutschen Panzer-Generals Guderian: „Klotzen, nicht Kleckern".

Wohin der Rubel rollte, dorthin kamen auch die russischen Experten und wo die russischen Experten tätig wurden, dorthin kamen und kommen auch die sowjetischen Politiker und schließlich sogar die Militärs. Auch davon habe ich in der „Welt der Tausend Völker" bereits berichtet. Unter dem Vorzeichen der „Entwicklungshilfe" hat sich sogar Rot-China in Afrika angemeldet: Für den Bau einer Eisenbahn, die Zambia auf dem Wege über Tanzania mit dem Meer verbinden soll, sind nicht weniger als 5000 chinesische Ingenieure und Facharbeiter von Dar es Salaam aus ans Werk gegangen. Nur für die einfacheren Arbeiten verwenden sie Einheimische, deren Zahl mit 7000 genannt wird*.

Die „Entwicklungshilfe"-Politik der Vereinigten Staaten und (seit Präsident Kennedys ultimativer Forderung nach

---

* „The Times", London 27. 10. 1970.

deutscher Beteiligung) in ihrem Gefolge auch der Bundesrepublik Deutschland, ist nicht so realistisch angelegt worden. Ihr liegt die Erwartung zugrunde, „die moderne Wissenschaft und Organisation machten es jetzt möglich, Armut und Rückständigkeit in der ganzen Welt zu beseitigen". Das hat sogar einen Soziologen heutiger Schule zu der kritischen Bemerkung veranlaßt, es habe „wohl selten eine so gefährliche Autosuggestion in der Geschichte gegeben"*.

Inwieweit diese Selbsttäuschung „gefährlich" ist, wird in anderem Zusammenhang zu untersuchen sein. Daß sie zu viel kostet, haben mittlerweile wenigstens die Finanzleute bemerkt. Im Gegensatz zu den Dollaranleihen, die ab 1947 die europäische Wirtschaft neu belebten (und seither längst zurückgezahlt sind), haben sich nicht einmal die zinsniedrigsten Kapitalhilfen in die sog. Entwicklungsländer als wirtschaftlich vertretbar erwiesen. Die meisten „Projekte" sind entweder unvollendet geblieben, oder haben sich als unrentabel erwiesen. Die geschenkweise Einrichtung ganzer Industrien hat nicht ausgereicht; es müssen nun auch noch laufend Betriebsmittel aus dem Ausland herbeigeschafft werden. Enorme Summen versickern dabei im Sandboden landesüblicher Korruption oder zur offiziellen Finanzierung neu entstandener Regierungen. Was übrig bleibt, ist eine internationale Verschuldung der Entwicklungsländer, die schon 1965 die 100-Milliarden-DM-Grenze überstieg und deren Zinsendienst derzeit bereits etwa die Hälfte der jährlichen Dollarzuflüsse in die über 30 unterstützten Länder in Asien, Afrika und Südamerika aufzehrt.

Angesichts so eindeutiger ökonomischer Tatsachen formulieren die Verfechter dieses zweifelhaften „Fortschrittes"

* Professor Helmut Schoeck: „Amerika nimmt Abschied von einer Utopie — Wie in den Vereinigten Staaten die Entwicklungshilfe heute gesehen wird." (Frankfurter Allgemeine Zeitung 9. 12. 1964.)

eine neue, nunmehr moralische These. Nicht weil es vernünftig sei, müsse die weiße Welt diese Aufwendungen leisten, sondern weil es gelte, ein Schuldkonto des Kolonialismus abzutragen.

Das deklamatorische Argument, ganze Völker und Generationen seien in „Schuld“ verstrickt und dieserhalb zu baren Zahlungen verpflichtet, ist bekanntlich als geistige Erbschaft zweier Deutschland-Kriege in die internationale Diskussion eingeführt worden.

Hinsichtlich des „Kolonialismus“ ist es besonders absurd. Im Laufe der etwa anderthalb Jahrhunderte, in denen es moderne Kolonialherrschaften europäischer Mächte gab, haben die beteiligten Staaten — also England, Frankreich, Portugal, Spanien, Italien, zwischen 1880 und 1914 auch das Deutsche Reich — ungleich *mehr* Mittel in ihren Kolonien ausgegeben, als aus ihnen vereinnahmt. Was immer dort an Hafeneinrichtungen, Eisenbahnen, Straßen, Städtebauten, Bergwerkserschließungen, Bewässerungen usw. geschehen ist: es wurde fast ausschließlich aus Mitteln finanziert, die in Europa erarbeitet worden waren. Man sprach zwar nicht anspruchsvoll von „Entwicklungshilfe“ aber es *war* Hilfe für die bis dahin von neuzeitlicher Technik unberührten Völker. Für die Betroffenen war diese Hilfe wirksamer und ertragreicher, denn der Einsatz erfolgte unter der Leitung derer, die wußten, *was* zu geschehen hat und *wie* es vernünftigerweise getan wird. Unzweckmäßiges wurde unterlassen, Zweckmäßiges wurde durchgesetzt. Dabei geschah gewiß auch Unerfreuliches; aber wer die Technik und das planende Wirtschaften als „Fortschritt“ begreift, kann nicht leugnen, daß es ohne „Kolonialismus“ in weiten Teilen der Erde bis heute keinen „Fortschritt“ gäbe.

Die derzeitigen, vielfach selbsternannten politischen Führer in den meisten der Entwicklungsländer geben sich der Vorstellung hin, es sei möglich, die aus der Kolonialzeit über-

kommene europäische Wirtschaftsweise fortzuführen und gleichzeitig diejenigen aus dem Lande zu verdrängen, die allein diese Wirtschaftsweise entwickelt haben und sie zu handhaben verstehen.

Solche Ansichten wurden und werden auch von den weißen Regierungen der sog. Geberländern geteilt. Allerdings haben die Zustände, die im Laufe der 60er Jahre eingetreten sind, den ursprünglichen Optimismus gedämpft. Man glaubt nicht mehr so überzeugt wie ehedem, daß die einfache Hingabe von Kapital ausreicht. Die Forderung nach „technischer Entwicklungshilfe“ ist laut geworden: ein richtiger Gedanke, wenn er mit Sachverstand zu Ende gedacht wird.

Zu Ende denken kann dieses Prinzip freilich nur, wer erkennt und anerkennt, daß die Technik dessen nicht entraten kann, was die heute mächtig gewordenen politischen Führungsschichten in den neuen Staaten keinesfalls einräumen wollen: die Entscheidungsautorität derer, die die Technik beherrschen*.

*

Der amerikanische Liberale Robert S. McNamara — einst Minister unter Kennedy, seit 1967 Präsident der „Weltbank“ — gehört zu denen, die nachdenklich geworden sind. Sein Bankinstitut wäre längst zusammengebrochen, würde es nicht durch Staatsbeiträge abgesichert — allein die Bundesrepublik Deutschland hat über 2 Milliarden D-Mark Steuergelder zum Weltbankfonds beigetragen. Dieser McNamara hat erkannt und zeigt sich erstaunt darüber, daß trotz der enormen Zuwendungen „die Kluft zwischen reichen und armen Ländern sich inzwischen zu einem Abgrund erweitert

---

* Zu diesen Problemen siehe u. a. in „Die Welt der Tausend Völker“ Seiten 98, 113, 464.

hat"*. Die Not der unterentwickelten Welt sei „dynamisch" und werde „ständig vermehrt".

Auf der einen Seite — so hat der Weltbankpräsident ermittelt — stehen „die Nationen des Westens mit einem durchschnittlichen pro-Kopf-Einkommen in der Größenordnung von D-Mark 12000,— im Jahr und auf der anderen Seite die Länder Asiens und Afrikas, deren Bevölkerung ihr Leben mit D-Mark 400,— im Jahr mühsam fristet".

Würden diese Statistiken nicht „alle Länder Asiens und Afrikas" zusammenfassen, sondern genauer aufbereitet sein, dann würde sich zeigen, daß die Japaner und die Chinesen ebenso wenig den „Armen" zugehören wie in Afrika die Bewohner der Republik Südafrika. In nüchternen Zahlen ließe sich die Scheidelinie erkennen zwischen Nationen, deren wirtschaftliche Existenz von einer Dynamik des *Erfolges* und anderen Völkern, die von der Dynamik der *Not* gekennzeichnet sind.

McNamara stellt fest, daß diese „Not der unterentwickelten Welt" „durch die rasche Bevölkerungszunahme ständig vermehrt" wird.

Auch dieser Satz bedarf genauerer Prüfung. In Europa und Nordamerika *hat* sich nämlich in den letzten zwei Jahrhunderten bereits eine vergleichbare „Bevölkerungsexplosion" vollzogen; hier hat sie jedoch keineswegs zur Verarmung geführt, sondern erst den Aufbau der technisierten Welt des Produktionsüberflusses möglich gemacht, in der wir leben!

Die europäische Bevölkerung vermehrte sich im 19. Jahrhundert um das Dreifache; ihre wirtschaftliche Leistung aber hat sich in der gleichen Zeit um ein Vielfaches *mehr* gesteigert. In Europa und Nordamerika bedeutete das sprunghafte Ansteigen der Volkszahlen einen entscheidenden Schritt nach

* Robert S. McNamara: Familienplanung wichtigste Entwicklungshilfe in: „Politische Studien" München, Jahrgang 1969 Seite 551 ff.

vorn, denn es vermehrte sich eben nicht nur die Kopfzahl, sondern mit ihr auch die wirtschaftliche Leistung der Völker.

Für die heutigen sog. Entwicklungsländer, mit deren wirtschaftlichen Nöten der Weltbankpräsident zu tun hat, gilt statt dessen der Satz einer der zahlreichen Diskussionsrunden in denen die Probleme der Entwicklungshilfe erörtert werden:

„Armut hat es auf der Welt immer gegeben, aber das langfristige Elend und die Unfähigkeit großer Völker, sich aus diesem Elend aus eigener Kraft zu befreien, das ist ein neues Phänomen.“*

Die weißen Völker — das haben sie ausnahmslos bewiesen — gehören *nicht* zu jenen, die unfähig sind, sich aus etwaigem Elend „mit eigener Kraft zu befreien“!

Diese Bemerkung — ihre Richtigkeit hat sich im Geschehen unseres Jahrhunderts überzeugend bestätigt — führt unmittelbar zu weiteren Sachverhalten, über deren Zukunftsbedeutung kein Zweifel mehr möglich ist.

*

Über das Wachstum der Weltbevölkerung machen die Statistiker neuerdings Rechnungen auf, die sich zwar für manche Erdteile immer noch auf Schätzungen stützen, aber doch an Genauigkeit gewonnen haben. Danach hat sich die gesamte Menschheit, deren Kopfzahl für 1920 noch mit zwei Milliarden angesetzt wurde, bis 1960 auf rund drei Milliarden vermehrt. Unter Annahme der Fortsetzung der derzeitigen Zuwachsraten errechnet sich für das Jahr 2000 eine Weltbevölkerung von etwa 6,2 Milliarden Menschen**.

---

* Bergedorfer Protokolle, Entwicklungshilfe — Mittel des Aufstiegs oder des Verfalls? Herausgeber Dr. K. A. Kohler. Hamburg 1965.

** Es gibt ernstzunehmende Schätzungen, die noch höhere Ziffern nennen; so erwartet Dr. Irene B. Taeuber von der ame-

Auch diese Zahlen — mögen sie sich in der Zukunft ganz oder nur teilweise bestätigen — werden erst richtig aufschlußreich, wenn man sie unter Berücksichtigung jener unterschiedlichen „Dynamik“ betrachtet, von der vorhin die Rede war.

Mehr als verdoppeln werden sich die Einwohner Südamerikas und Ostasiens (einschließlich Indiens). Eine einfache Verdoppelung haben die Völker des Nahen Ostens, knapp weniger als Verdoppelung die Schwarz-Afrikaner zu erwarten; dagegen sehen die Statistiker für die Europäer und für die Nordamerikaner höchstens zehn Prozent zahlenmäßigen Zuwachs voraus.

Die Erdbevölkerung wird im Jahr 2000 also wesentlich anders verteilt sein als heute: nur etwa 8—900 Millionen Weiße werden den über 3,5 Milliarden Asiaten, 600 Millionen Südamerikanern, 500 Millionen Negern, 350 Millionen Nordafrikanern u. a. gegenüberstehen.

Zwar gehören — wie erwähnt — nicht *alle* Asiaten und auch nicht *alle* (wenn auch die meisten) Südamerikaner zu den hilfsbedürftigen Entwicklungsvölkern; der genauere Blick auf die Zahlen muß aber dennoch als dramatisches Warnsignal wirken, denn von allen Asiaten verdoppeln sich ausgerechnet die Japaner *nicht*. Es scheint geradezu ein Gesetz zu sein: die heutige „Bevölkerungsexplosion“ erfaßt *nur* die ökonomisch Unterentwickelten, die Leistungsschwachen; die wirtschaftlich aktiven Völker haben an diesem Menschenwachstum keinen Anteil mehr.

Noch beunruhigender wird das Zahlenbild, wenn wir den Kommentar der Bevölkerungsstatistiker hören; sie belehren uns, daß der errechnete etwa zehnprozentige zahlenmäßige

rikanischen Princeton University bei Fortsetzung der derzeitigen Geburtenraten für das Jahr 2000 eine Weltbevölkerung von 8 Milliarden Menschen („The Times“, London 24. 8. 66). Das wäre dann etwa das Achtfache der Weltbevölkerung des Jahres 1800, die man auf etwa 1 Milliarde geschätzt hat.

Zuwachs der weißen Völker ein Trugbild ist, weil wir ihn nur noch der fortschreitenden Erhöhung unseres Lebensalters verdanken. Daß in Europa die Zahl der Rentner über 65 Jahre im Verhältnis zu den Erwerbsfähigen ständig steigt, kann man bereits an den Finanzberichten der Altersversicherungen ablesen. Schon jetzt hat Europa „zuviele alte und zu wenig junge Menschen"*. Auch in der Sowjetunion ist dieses Problem neuerdings erkannt worden. Man hat nicht nur festgestellt, daß sich die asiatischen Bevölkerungsgruppen dieses Vielvölkerstaates wesentlich stärker vermehren als die europäischen; man fordert dort auch Maßnahmen, um „europäische Ehepaare" zu veranlassen von der Ein-Kinder-wenigstens wieder zur Zwei-Kinder-Ehe überzugehen**.

Nicht unbeachtet bleiben kann auch die Tatsache, daß die Bevölkerungslawine in Asien und Südamerika durch die aus Europa importierten medizinischen Maßnahmen ermöglicht und in Gang gesetzt worden ist. Erst die in unserem Jahrhundert perfektionierte Bekämpfung der Massenseuchen und der Kindersterblichkeit hat dort zu jenen Vermehrungsquoten geführt, die den Statistikern nun beunruhigendes Zahlenmaterial liefern.

Präsident McNamara fordert „Familienplanung" als das wichtigste Anliegen künftiger „Entwicklungshilfe". Er erkennt, wenn er es auch nicht klar ausspricht, daß die Menschenvermehrung eine falsche Richtung eingeschlagen hat. Nicht die Tätigen vermehren sich, nicht diejenigen, die zumindest das erarbeiten was sie zu ihrem Lebensunterhalt be-

---

* Dr. M. Findeisen: Europa stirbt und merkt es nicht, Baden-Baden 1957, Seite 23.

** „The Times", London 29. 2. 68 nach „Literaturnya Gazeta". Die Geburtenziffer in der Sowjetunion insgesamt ist im Laufe der letzten Jahrzehnte beträchtlich zurückgegangen. Im Jahre 1927 betrug sie noch 44 Lebendgeborene auf je Tausend der Bevölkerung, im Jahre 1965 nur noch 18 Lebendgeborene („The Times", London 13. 1. 67).

nötigen, sondern im Gegenteil diejenigen, mit deren zahlenmäßiger Vermehrung keine Steigerung der ökonomischen Leistung verbunden ist.

Das Wort „Familienplanung" zielt allerdings in eine falsche Richtung; wo mit Einsicht gehandelt, also „geplant" wird: *dort* wirkt keine „Dynamik des Elends", *dort* bedeuten Kinder künftige Selbsthilfe! Worum es in Wirklichkeit geht ist Geburtenbegrenzung in *den* Völkern, die heute als Bittsteller und morgen als Fordernde auftreten, deren Vermehrung nicht Fortschritt sondern Chaos bringt*.

Die weiße Wissenschaft hat bekanntlich auch Methoden entwickelt, die die Fruchtbarkeit des Mannes oder der Frau einschränken oder aufheben können. Das übereinstimmende Merkmal aller dieser Methoden — von der Pille bis zu Sterilisierung — ist es, daß sie verantwortliches Verhalten oder gar ärztliches Wirken voraussetzen. Hier ist erneut zu sagen: Wo *solche* Voraussetzungen gegeben sind, *dort* bedarf es keiner Geburtenbeschränkung; diese ist nur nötig, wo *nicht* verständig gelebt und verantwortungsbewußt gedacht wird!

Das Dilemma ist heute bereits deutlich genug sichtbar geworden: In Indien beispielsweise, das von der Woge der Bevölkerungsvermehrung ohne entsprechende Steigerung der volkswirtschaftlichen Produktionskraft besonders betroffen ist (vergl. Kapitel „Indien ohne Hoffnung" in „Die Welt der Tausend Völker") wurde von Regierungsseite ein entschiedenes Programm der Geburtenbegrenzung nicht nur propagiert sondern auch in Angriff genommen, wobei man das in Entwicklungsländern einzig zuverlässige und einigermaßen praktikable Verfahren der Männersterilisierung unter

* Zu den Besonderheiten der heutigen Bevölkerungs-Explosion gehört es, daß — in krassem Gegensatz zur europäischen Entwicklung im 19. Jahrhundert — die Zahl der Analphabeten rapide zunimmt. Nach einer UNESCO-Schätzung vermehrt sich die Zahl der erwachsenen Analphabeten in der Welt derzeit jährlich um 20—25 Millionen („The Times", London 23. 7. 63).

Aussetzung von Prämien u. ä. anwandte. Im Frühjahr 1970 gab der indische Gesundheitsminister bekannt, daß im Rahmen dieses Programmes bereits 5,5 Millionen freiwillige Sterilisierungen vorgenommen worden seien. Diese Zahl (die man zu den 150 Millionen fortpflanzungsfähiger Männer in Indien in Vergleich setzen muß) würde beachtenswert sein, hätte es sich nicht herausgestellt, daß sie falsch ist. Die in Indien wie in anderen Entwicklungsländern übliche Korruption hat sich auch dieses Bereiches bemächtigt. Es wurden „Ärzte" festgestellt, die sich mit „Freiwilligen" in die ausgesetzten Prämien teilten ohne daß irgend eine Maßnahme durchgeführt wurde. In einem aufgedeckten Fall wurden 6000 Sterilisierungen „nachgewiesen", aber nur 600 durchgeführt! Außerdem wurden Greise unfruchtbar gemacht, um die Quoten zu erhöhen und a. mehr*. Der wirkliche Stand der von der brahmanischen Oberschicht Indiens zweifellos ernsthaft gewollten Bevölkerungsbegrenzung** läßt sich angesichts solcher Vorkommnisse nicht beurteilen. Ein Plan, in Indien die zwangsweise Sterilisierung für Männer, die bereits drei Kinder gezeugt haben, gesetzlich einzuführen, ist bereits 1967 am internationalen Widerspruch gescheitert***.

Die freiwillige, einfach und ohne Nebenwirkungen durchzuführende Männersterilisierung ist populär nur dort geworden wo sie völlig fehl am Platz ist: in Nordamerika. In New York hat sich eine Gesellschaft für „Freiwillige Sterilisierung" gebildet, die eine umfassende Werbetätigkeit entfaltet und die in den Vereinigten Staaten verhältnismäßig größere Erfolge erzielt hat als die indische Regierung in ihrem Lande. In den letzten Jahren sollen in den USA bereits etwa zwei Millionen operative Sterilisierungen vorgenommen worden sein. Manche der Klienten — so wird berichtet —

* „The Times", London 7. 5. 70.
** Vgl. „Die Welt der Tausend Völker" Seite 155f.
*** „The Times", London 17. 11. 67.

„halten es für ein Unrecht, in Zeiten, da eine Überbevölkerung auf der Erde droht, Kinder in die Welt zu setzen". Andere wollen einfach „der seelischen und nervösen Belastung beim Liebesverkehr ein Ende setzen"*.

Solches Begehren ist wohl auch das Geheimnis des Siegeszuges der im Jahre 1944 vom amerikanischen Chemiker Moses Ehrenstein entwickelten sog. Anti-Baby-Pille für Frauen. Dieses bereits in zahllosen Präparaten verbreitete Medikament ist ein klassisches Planungsmittel: Zur beabsichtigten Wirkung bedarf es einer zeitlich abgestimmten gewissenhaften regelmäßigen Einnahme — kein Problem für intelligente Frauen in den Städten Europas und Nordamerikas, unerfüllbare Bedingungen jedoch in den 560000 indischen Dörfern und in den Mestizenslums Südamerikas!

In neueren Statistiken zeichnet sich bereits das Ergebnis ab: Während die jährlichen Geburtenziffern in den sog. Entwicklungsländern konstant in der Größenordnung von 30—40 Geburten je 1000 Einwohnern verharren, sinken sie sowohl in Nordamerika wie in den meisten europäischen Ländern beträchtlich und haben durchwegs die 20er-Marke bereits unterschritten.

Aus Dänemark liegen über die Auswirkungen der „Pille" exakte Zahlen vor: dort wurde sie am 1. Oktober 1966 zum öffentlichen Verkauf freigegeben. Bereits neun Monate nach diesem Stichtag ging die Zahl der Geburten bemerkenswert zurück. Sie sank im gleichen Takt, in dem der Pillenverbrauch zunahm. Während in Dänemark 1966 noch 88000 Kinder geboren wurden, waren es 1967 noch 81000, 1968 nur 75000. In Schweden hat man geschätzt, daß die dort noch geborenen jährlich 100000 Kinder nur ein Viertel der Kinderzahl bedeuten, die ohne empfängnisverhütende Mittel und Abtreibungen geboren werden würden. Hier hat man immerhin mit Be-

* „Frankfurter Allgemeine Zeitung" 13. 5. 70.

sorgnis entdeckt, daß Schweden bald ein „Land alter Menschen“ sein werde. Auch in der Bundesrepublik Deutschland, in der die Pille noch ärztlicher Verschreibung bedarf, wurde in den letzten Jahren ein sprunghaftes Abgleiten der Geburtenziffer festgestellt. Während hier noch 1964 1065000 Lebendgeburten gezählt wurden, weist das Jahr 1970 nur noch 810000 — also über 20 Prozent weniger — aus. Am meisten gingen die Geburten bei Frauen im Alter zwischen 25 und 30 Jahren zurück — man erkennt deutlich die „Planung“.

Auch das grobe Mittel der Abtreibung kann ernste Folgen zeitigen, wenn es vom Staate freigegeben oder gar empfohlen wird. So hat Japan, das alles andere als ein „Entwicklungsland“ ist, heute mit jährlich 14—15 Geburten je 1000 Einwohner eine der niedrigsten Geburtenraten der Welt — nicht zuletzt deshalb, weil den Ärzten eine Schwangerschaftsunterbrechung auch dann schon gestattet wird, wenn ein Ehepaar dies aus finanziellen Gründen wünscht.

Die Sowjetunion hat mit einer ähnlichen Politik die gleichen Erfahrungen gemacht. Im Jahre 1956 gab man die zunächst von 1920—1936 erlaubte, dann unter Stalin streng verbotene Abtreibung wieder frei mit dem Ergebnis, daß zu Beginn der 60er Jahre in einigen Bereichen der Sowjetunion fast ebenso viele „legale“ Abtreibungen registriert wurden, wie Geburten, und daß die Gesamtrate der Lebendgeburten von 1960 bis 1965 von 25 je 1000 auf 18,4 je 1000 sank*. Im europäischen Rußland ist die Zahl sogar noch niedriger: hier wurden 1965 nur 14,6 Geburten je 1000 Einwohner registriert, während in den asiatischen Bereichen der Sowjetunion noch Geburtenziffern bis zu 37,2 je 1000 erreicht wurden**.

Diese hier nur skizzierten, aber dennoch zuverlässig festgestellten Tatsachen müssen alarmierend genannt werden:

---

* Vgl. Fußnote Seite 24.
** „The Times“, London 14. 8. 68.

Wir haben damit zu rechnen, daß sich das Menschheits-Zahlenverhältnis im Jahre 2000 noch beträchtlicher zu Ungunsten der weißen Völker verschiebt als dies nach den auf die Situation von 1960 gestützten Vorausberechnungen der Statistiker zu erwarten war.

Auch wer über diese heute deutlich erkennbare Menschheitsentwicklung ganz zurückhaltend und nüchtern zu urteilen sich bemüht, wird einen Schauer der Sorge empfinden: Wir treiben in eine den Erfordernissen der Weltlage entgegengesetzte Richtung: die Hilflosen werden immer mehr, diejenigen aber, die ihnen helfen könnten, nehmen ab an Zahl und Lebensmut.

Gegenüber diesen Verlusten an ungeborener Tüchtigkeit rückt die Drohung der Atombombe als ein möglicher Endpunkt des Supermächte-Konfliktes geradezu an eine zweite Stelle, denn ihr Einsatz ist — solange Gleichstarke sich gegenüberstehen — immerhin noch zweifelhaft, während der zahlenmäßige Verfall des weißen Menschheitsanteils sich mit mathematischer Präzision vollzieht. Zur Atombombengefahr ist freilich zu bemerken, daß auch sie ernstlich nur die aktiven und nicht die Entwicklungsländer bedroht: Mag ein entfesselter Wahnsinnsstratege zu dieser Ausflucht greifen: er wird kein kostspieliges Raketengeschoß in Erdbereiche verschießen, in denen keinerlei Kampfentscheidung zu erwarten ist. Die Ausrottung apathischer Menschenmassen kann kein Kriegsziel sein — nur die Widerstandsfähigen und Willensstarken würden es bieten! Die Philosophen, die vor der „Selbstzerstörung der Menschheit" in einem „Dritten Weltkrieg" warnen, sollten sich genau ausdrücken: Wie in den ersten beiden Katastrophen dieses Jahrhunderts ginge es auch dann vor allem um das Schicksal der *weißen* Menschheit.

Dürfen wir das noch als „Fortschritt" begreifen, als erhoffenswerte „Zeitenwende" — oder müssen wir nicht zu-

treffender ein Zeiten*ende* befürchten, einen denkbaren Untergang gewiß nicht *der*, wohl aber *unserer* Welt?

In einer Zeit der Entscheidung — daß wir in einer solchen leben, kann heute weder übersehen noch geleugnet werden — ist „Wissensverzicht" nicht mehr erlaubt, wenn dieses Wissen den Weg weist zum vernünftigen Tun und Lassen. Zum Urteil über die Schicksalsfragen der Gegenwart ist ein Überblick über die gesicherten Erkenntnisse unerläßlich, die mehrere Forschergenerationen im Laufe der letzten anderthalb Jahrhunderte erarbeitet haben und für unsere nicht mehr aufschiebbare Selbstkritik bereithalten.

Die Frage „Was muß geschehen?" kann für den Weltbereich nur beantworten, wer sich zumindest in Umrissen von den Gesetzen, die uns und unsere Menschenwirklichkeit beherrschen, ein tatsachengerechtes Bild verschafft und es sich bei all seinem Urteilen und Planen vor Augen hält.

Unser Fortschritt im Wahn hat den Grenzbereich der Katastrophe erreicht. Jetzt müssen wir einen vernünftigeren Weg erkunden und eine neue Richtung einschlagen.

Gesichertes Wissen I: Der programmierte Mensch

Gibt es „den“ Menschen?

Die Frage „Was ist der Mensch?“ hat die Denker beschäftigt und beunruhigt, seit und wo immer es „Philosophen“ — „Freunde der Weisheit“ — gibt. Ihre Selbstbetrachtung hat sie zu dem Satz verführt, die kritische Beobachtung des eigenen Seins sei geradezu das Merkmal, durch das der Mensch sich vom Tier unterscheide.

Wer so urteilt, vergißt und übersieht, daß nur in den wenigsten Menschenvölkern jemals Philosophen aufgetreten sind und daß auch das Bedürfnis zu philosophieren sich auf einen vergleichsweise engen Kreis von Menschen beschränkt, während weitaus die meisten sich ohne ernste Nachdenklichkeit mit oft sehr schlichten Deutungen des Menschheitsrätsels zufrieden geben. Dennoch würde zu düster geurteilt, wollte man sagen, die meisten der drei Milliarden in der Gegenwart lebenden Menschen seien auf das Lebensniveau von Tieren abgesunken oder hätten es noch nicht verlassen. In Wirklichkeit haben nur die Philosophen geirrt: Die Spezies „Mensch“ wurde zu allgemein und mit einem falschen Satz erläutert. Das ist alles.

Die Wahrheit ist, daß eine brauchbare Aussage zur Frage „Was ist der Mensch?“ weder im Nachdenken Einzelner noch in Selbstversenkung oder in rascher Niederschrift von Deutungen zu gewinnen ist. Nur ein unvoreingenommener und leidenschaftsloser Überblick über ein sehr weites Feld

von Tatsachen, nur das oft langwierige und dennoch unverdrossene Bemühen um möglichst viele Beobachtungen, kurz die „induktive“ Erörterung kann uns die Umrisse der Wirklichkeit erkennen lassen — und in der Natur ist nur die Wirklichkeit auch Wahrheit. Die Frage nach der tatsächlichen körperlichen und geistigen Substanz des Menschen ist kein geistiges sondern ein naturwissenschaftliches Problem. Die Antworten können nicht durch Grübeln erdacht, sondern müssen durch Forschen entdeckt werden.

Es gibt — um dieses wichtige Problem gleich vorweg zu erörtern — ernstzunehmende Naturwissenschaftler, denen die Differenz zwischen Mensch und Tier als das bedeutsamste Thema gilt und die den Menschen nicht einfach als die spezialisierteste Form des zoologischen Systems gelten lassen wollen, sondern für ihn eine Sonderstellung in der Welt der Organismen beanspruchen. Dieses Argument hat zwar auch philosophischen Charakter, aber es wird mit guten Gründen vorgebracht und soll deshalb unwidersprochen verzeichnet werden. Man sagt nicht ohne Grund, daß zwischen der heutigen Tierwelt — „vom Wurm bis zum Schimpansen“ — und der Menschenwelt, wie wir sie kennen, eine deutlich fühlbare, ja „ungeheuere“ Kluft festzustellen ist, und daß uns auf dem ganzen Erdball kein Wesen begegnen kann, bei dem ein Zweifel besteht, „ob es ein Mensch ist oder nicht“.

Freilich stellt sich schon bei dieser Bemerkung die Frage nach *dem* Menschen präziser — schon hier müssen wir an die Vielzahl denken und *die* Menschen in ihrer ganzen Variationsbreite überblicken, wenn wir brauchbare Antworten finden wollen. Auch der in den Wüsten Australiens erst vor einigen Jahren entdeckte Stamm der nur mit Speer und Lendenschurz ausgestatteten „Eidechsenesser“ gehört zu den Lebewesen, über deren Mensch-Sein kein Zweifel besteht — aber daß es ein Mensch-Sein nach unseren Maßstäben sei, ist nicht ernstlich zu behaupten.

Sei es ein umfangreiches Buch, sei es eine knappe Studie, eine etwa nur auf die Formel von „*dem* Menschen" reduzierte Themenstellung zeigt dem kritisch Nachdenklichen bereits an, daß die Betrachtung weniger naturwissenschaftlich forschend, als philosophisch-autoritativ angelegt ist und statt eines vollen Ausblicks auf die von einer Unzahl verschiedener Menschentypen bevölkerte Welt in Wirklichkeit darauf beschränkt bleibt, eine Spiegelung des Autors und seinesgleichen zu bieten.

Sogar so allgemeine und gewiß für viele Menschen zutreffende Sätze, wie z.B. daß „der" Mensch sein Leben nicht nur lebt, sondern es „führt"*, daß er — „ein Prometheus, angewiesen auf das Entfernte, das nicht Gegenwärtige in Raum und Zeit — für die Zukunft und nicht in der Gegenwart lebt" gelten bei weitem *nicht* für alle Menschen aller Rassen und Völker.

Als ein Hauptargument für die Fragestellung nach „dem" Menschen wird auch angeführt, „er" sei „weltoffen" d.h. seine Erfindungsgabe und seine Energie befähigten ihn, sich seine Umwelt selbst zu schaffen und „überall" im ganzen Erdkreis sein Leben zu leben: „Unter dem Pol und dem Äquator, auf dem Wasser und dem Lande, in Wald, Sumpf, Gebirge und Steppe". Genau solche Aufzählungen zeigen bereits deutlich genug wie oberflächlich derartige Anschauungen „des" Menschen angelegt sind. Es gibt in der Tat einzelne Menschen und Menschengruppen, deren innere Antriebskraft, deren technische und intellektuelle Begabung sie zu derart vielseitiger Anpassung ihrer Lebensweise und ihrer Schutzvorkehrungen befähigt — aber für „die" Menschen gilt das nun wirklich nicht.

Der Eskimo mag zwar mit den Verkehrsmitteln des weißen Mannes zum Äquator transportiert werden, aber er wird

---

* Arnold Gehlen: Der Mensch — Seine Natur und seine Stellung in der Welt. Siebente Auflage, Frankfurt a. Main 1962, Seite 17.

dort — auf seine Selbsthilfe verwiesen — ebenso elend zugrundegehen wie ein mittelafrikanischer Neger — und sei er unter Seinesgleichen Häuptling und Minister — in der kühlen Umwelt der Iglus. Nicht einmal das „dem“ Menschen fehlende Haarkleid bedeutet „überall“ einen Zwang zu schöpferischem Wirken.

Schon in grauer Vorzeit fühlten sich nur erfinderische und wagemutige Menschen angeregt, in kälteren Regionen zu verbleiben oder abenteuernd die warmen Gebiete zu verlassen, in denen Witterungsschutz auch heute noch dem Nackten entbehrlich ist. Nicht *alle* Menschen „schaffen sich ihre Umwelt“, sehr viele nehmen sie auch im 20. Jahrhundert nur so hin, wie die Natur oder andere Menschen sie gestaltet haben. Ganze Stämme und Völker sind ihrer Umwelt immer noch geradezu ausgeliefert und empfinden das in religiösen Vorstellungen, im Geisterglauben auch als ihr Lebensgesetz. Andere mögen sich von Reizen lenken lassen und bereit sein, zu einer am fernen Horizont geahnten Umwelt aufbrechen, aber nur ein Bruchteil der Menschheit ist so „grenzenlos weltoffen“ und überdies befähigt, „unter allen Umständen“ zu existieren. Und die — wie ein angesehener deutscher Gelehrter es geradezu poetisch ausdrückt — „tätig gelöste Aufgabe, sich in der Welt so zu orientieren, daß sie ihm verfügbar wird und in die Hand fällt“ (Gehlen a.a.O. Seite 40) ist sogar unter den Tüchtigsten das Reservat des Genius, der dem Lernbegierigen und Gefahrwilligen vorangeht.

Mit der einzigen Leidenschaft, die ihm erlaubt ist, muß der Realist bei der Untersuchung der „Menschenwelt“ jede wohlklingende Verallgemeinerung von sich weisen und dem Irrtum auch dann aus dem Wege gehen, wenn er weit verbreitet ist. Die Frage nach *dem* Menschen deutet bereits auf eine Utopie, nur *die* Menschen stehen ernsthaft zur Diskussion.

Gregor Mendel

Mit knappen Strichen läßt sich skizzieren, daß und warum unsere Weltvorstellung, wenn sie wirklichkeitsgerecht sein soll, sich vom Wunschdenken der „Gleichheit“ der Menschen freihalten und statt dessen ihre Vielheit in Betracht ziehen muß.

Zu genauerer, auch dem Laien nicht unzugänglicher Erörterung zwingt die Untersuchung der Ursachen und Zusammenhänge dieser Verhältnisse. Wer Standpunkt und Urteil gewinnen will, darf die Wege nicht scheuen, die allein zum Überblick führen können. Er muß sich auch bewußt bleiben, daß es eine „Erklärung“ letzter Ursachen nicht gibt, ja daß sich sogar sagen läßt: Jede tiefere Einsicht in die Natur und in die Stellung der Menschen in ihr läßt den Hintergrund nur noch rätselhafter erscheinen. *Hier* sind Philosophie und religiöse Deutung zur Formulierung von Ansichten aufgerufen, nicht aber dort, wo bereits zweifelsfreie Kenntnisse verfügbar sind.

Als der bedeutendste moderne Erforscher naturwissenschaftlichen Neulands gilt mit Recht der deutsche Augustinerpater Gregor Mendel, der in den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts im Garten seines Brünner Klosters (dessen Abt er später wurde) umfangreiche Pflanzenzucht-Experimente durchführte, um dem Vererbungsmechanismus auf die Spur zu kommen.

Um es genau zu sagen: Mendel hat natürlich nicht „die Vererbung entdeckt“ — daß sie das Naturgeschehen regiert war auch vor ihm längst bekannt, aber er hat die *Gesetzmäßigkeit* erkundet, nach der sie sich vollzieht.

Seit es Menschen gibt, die die Vorgänge in der Natur mit einigem Verstand beobachten, wußten und wissen sie, daß alles Lebendige sich gleichartig fortpflanzt. Schon unter den frühesten Vorfahren der alten Griechen und Römer haben

stolze Eltern an ihren Söhnen und Töchtern die Übereinstimmung unendlich vieler Einzelheiten nicht nur des Gesichtsausdrucks, sondern auch der Bewegungsart und vieler sonstigen Verhaltensweisen sei es mit ihren eigenen persönlichen Eigenschaften, sei es mit denen eines Vorfahren beobachtet und festgestellt, so wie heute noch im Familienkreis das Deuten von erkennbaren oder vermuteten Übereinstimmungen im Säuglings- und Kleinkindverhalten üblich geblieben ist.

Es geht freilich nicht nur um jene Eigentümlichkeiten, deren tatsächliche Vererbung jedermann kennt und sieht. Jede wissenschaftliche Bemühung um dieses Phänomen hat den Bereich dessen erweitert, was wir wissend als „vererbt“ oder „anlagebedingt“ erkennen. Wir beginnen sogar zu begreifen, daß ohne unerbittlich striktes, ja mikroskopisch präzises Funktionieren des Erbganges nicht nur die Menschenwelt sondern alles organische Leben auf dem Erdball unverzüglich in völlige Verwirrung versinken würde.

Denken wir nur an ein so selbstverständliches und dabei so notwendiges Organ wie das Auge des Menschen. Nervenphysiologen haben festgestellt, daß das optische Bild in unserem Auge auf etwa 130 Millionen Sehzellen fällt, von denen jede die empfangene Lichtstärke in elektrische Stromstöße verwandelt, die zur Sehrinde des Großhirns weitergeleitet werden. Vorher aber mußte das Bild in der allgemein bekannten Weise durch die Linse des Auges auf den Augenhintergrund projiziert werden. Würde beim Erbgang auch nur die leiseste Abweichung in der nervlichen Ausstattung und im Aufbau des Auges eintreten, so müßte unverzügliche Funktionsuntüchtigkeit die sichere Folge sein, wie dies ja auch gelegentlich der Fall ist. Aber die Zahl der aus diesem Grunde blind Geborenen ist im Verhältnis so gering, daß wir sie gegenüber der Masse derer ignorieren dürfen, die deshalb richtig sehen, weil sie vom Tage der Emp-

fängnis an mit der erforderlichen „Erbinformation“ in tadelloser Genauigkeit ausgestattet wurden und infolgedessen sehen können.

Schon aus diesem Grunde darf der Satz gewagt werden: Seit es auf der Erde menschenartige Wesen gibt — über die Bestimmung des Zeitraumes wird noch zu sprechen sein, jedenfalls handelt es sich um eine nahezu unübersehbare Generationenfolge verschiedenster Entwicklungszweige — hat sich an der immer neuen Reproduktion des Auges nichts, aber auch garnichts, kein Nervenstrang und keine Proportion geändert!

Daß in der Vererbung strengste Gesetzmäßigkeit gilt, wußte man also schon *vor* Gregor Mendel. Aber welcher Art ihre Merkmale sind und warum die Kinder den Eltern und Vorfahren ähnlich sind, ist verstandesmäßig erst zu begreifen, seit Mendel in jahrelanger Arbeit in seinem Klostergarten unverdrossen nicht weniger als 7000 Experimente durchführte, darüber genaue Aufzeichnungen anfertigte und schließlich in zwei Vorträgen im Februar und März 1865 vor dem „Naturforschenden Verein“ in Brünn darüber berichtete.

Mit Mendels Forscherschicksal verknüpfen sich erstaunliche Anekdoten. Zunächst war ihm als jungem Ordensgeistlichen die erstrebte Zulassung zum Lehramt für Naturwissenschaften verweigert worden; in der erforderlichen staatlichen Prüfung fiel er durch. Das erwies sich jedoch als ein glücklicher Umstand; vielleicht hätte Mendel sonst nur Brünner Gymnasiasten über die wenigen Kenntnisse der damaligen Botanik und Zoologie unterrichtet, statt sich in seinen Klostergarten zurückzuziehen und Neuland zu entdecken.

Die zweite wahre Mendel-Anekdote: Der Bericht über seine Experimente wurde zwar 1866 in den „Verhandlungen des Naturforschenden Vereins“ in Brünn gedruckt, aber

weder dessen Mitglieder, noch die damaligen Koryphäen der Naturwissenschaften nahmen irgendeine Notiz davon. Es ist zwar erwiesen, daß ein angesehener Gelehrter — der Münchner Botaniker Naegeli — den Bericht erhalten hat und mit Mendel in Korrespondenz stand — aber er meinte, es handele sich einfach um Erbsen und die interessierten den Professor nicht. Heute noch klagt der britische Professor Darlington* Mendel sei „niemals einem einzigen Menschen begegnet", mit dem er „seine Ideen ernsthaft hätte erörtern" können.

Einige Zeit nach dem Abschluß seiner Experimente und der Veröffentlichung seines Berichtes wurde Mendel zum Abt gewählt; er starb 1884 zweifellos in der Überzeugung, zwar ein christliches Leben geführt, aber sonst keinen bedeutenden Beitrag zum Nutzen der Menschheit geleistet zu haben. In der naturwissenschaftlichen Literatur wurde seine Arbeit erstmals fünf Jahre nach seinem Tod zitiert, ernstlich entdeckt wurde der „Mendelismus" erst im Jahre 1900. Dann hat man Mendel sogar ein Denkmal gesetzt; eine weitere Arbeit aus seiner Feder, die sich mit Beobachtungen an Bienen befaßte, blieb verschollen.

Der in seiner Überzeugungskraft geniale, dabei ganz schlichte Gedanke, der Mendels Versuchen zugrundelag, bestand in ihrer Anordnung: Er war sich klar darüber geworden, daß Vererbungsgesetzmäßigkeiten nur in einer zahlenmäßig beträchtlichen Versuchsreihe sichtbar werden können und daß sehr einfache Merkmale herangezogen werden müssen, um ein statistisch erfaßbares Ergebnis zu ermöglichen. So kreuzte er denn acht Jahre lang zwei Spielarten der Gartenerbse, solche runden und solche kantigen Typs, dann wandte er bei der ersten Generation dieser

* C. D. Darlington: Die Gesetze des Lebens — Aberglaube, Irrtümer und Tatsachen über Vererbung, Rasse, Geschlecht und Entwicklung. Deutsche Ausgabe, dtv-Wissen, München 1962, Seite 78.

„Hybriden", wie er sie nannte, Selbstbestäubung an, schließlich züchtete er diese Mischlinge unverdrossen weiter und weiter und zählte genau die Ergebnisse, eingeteilt nach „rund" und „kantig".

Diese Mendelschen Experimente, die Erkenntnis „dominanter" und „rezessiver" Erbmerkmale, das Verhältnis von 3 : 1, das für sie in seinen Versuchen erkannt wurde usw. — das alles gehört heute zum Schulwissen. Freilich war nicht das Unmittelbare seiner Feststellungen das wirklich Wichtige an Mendels Forschungserkenntnis, sondern die Grundlagen, die er aufdeckte. Was Mendel festgestellt hatte, gilt nicht nur für Erbsen, und nicht nur für „rund" und „kantig". Mendel hat erkannt und *bewiesen,* daß Erbmerkmale nicht „verschmelzen", daß sie auch nicht „untergehen", sondern daß sie gelegentlich unsichtbar, in einem einzelnen Individuum auch unwirksam bleiben, aber dennoch immer wieder hervortreten, solange die Fortpflanzungsreihe andauert.

Das bedeutet mit anderen Worten: Die Erbanlagen erhalten sich in den Lebewesen unverändert (über den Zwischentritt von „Mutationen" wird noch zu sprechen sein), sie verlieren nie ihre Selbständigkeit, und auch in den „Mischungen" können sich die Ausgangsformen immer wieder durchsetzen. Diese „mechanische", statistisch erfaßbare Funktion der Vererbung, Mendels „Grundgesetz für die Wiederkehr von Eigenschaften"* beweist auch, was wir schon vom Beispiel unseres Auges wissen: daß der Fortpflanzungsvorgang sich überaus genau vollzieht, und einmal in Gang gesetzt — in festgelegter Bahn, also „determiniert", in der Sprache der Gegenwart noch verständlicher ausgedrückt: „programmiert" ist.

---

* Hermann Muckermann: Vererbung und Entwicklung — Biologische Darlegungen über die Träger und Gesetze der Vererbung und Stammesgeschichte der Organismen unter besonderer Berücksichtigung des Menschen, Bonn 1947, Seite 106.

Der Pater und Abt Mendel hat solche weitreichenden Schlüsse nicht gezogen. Dennoch hat sich aus seinen Experimenten die heutige Erblehre, die „Genetik“ als exakte Wissenschaft entwickelt, deren Erkenntnisse wir in ihrer allgemeinen Bedeutung erst zu begreifen beginnen.

Das „Würfelspiel“ der Vererbung

Während Gregor Mendel in die *Wirkungsweise* der Vererbung Licht brachte, haben andere Genetiker* die *Apparatur* der Fortpflanzung unter die Lupe genommen — in des Wortes unmittelbarer Bedeutung, denn hierfür war das Mikroskop unerläßlich. Ein solches Instrument wurde bereits im 17. Jahrhundert konstruiert und es dauerte dann nur wenige Jahre bis der Holländer Leeuwenhoek in der Samenflüssigkeit sowohl von männlichen Menschen wie von Haustieren, Vögeln, Fischen, ja sogar von Insekten Gebilde wahrnahm, die er „spermatische Würmer“ nannte. Man hat dann fast drei Jahrhunderte lang immer wieder daran geglaubt, daß im Samen sich so etwas wie ein Miniaturmensch befinde, der im Mutterleib einfach weiterwachse. Erst Mendels Experimente haben diese Theorie endgültig beseitigt; schon seine Zeitgenossen haben nicht zuletzt mit Hilfe genauer Arbeiten der Mikroskope die „Chromosomen“ als Träger der „Erbinformation“ entdeckt. Heute weiß man darüber recht genau Bescheid. Die Chromosomenzahl des Menschen beträgt 23, im befruchteten Ei jedoch 46, wovon je die Hälfte von der Mutter- und von der Vaterseite stammt. Man kennt auch die Chromosomenzahl anderer Organismen;

---

* Den aus dem Griechischen entnommenen Begriff des „Gen“ für eine Erbanlage führte der dänische Botaniker Wilhelm Johannsen zu Beginn des 20. Jahrhunderts ein.

Mendels Erbsen hatten nur 14, aber manche Tiere haben mehr Chromosomen als der Mensch.

Freilich gibt es auch keinen Zweifel darüber, daß die Chromosomen nur in sehr grober Form als „die“ Vererbungsträger angesprochen werden dürfen. Sie sind gewissermaßen die Gerüste, auf denen die tatsächlichen Erbträger, die „Gene“ ihren Standort haben. Deren Zahl wird auch heute noch von den Genetikern nur vermutet; die Schätzungen schwanken zwischen 24000 und 42000 für jeden Chromosomensatz (also 48000—84000 im befruchteten menschlichen Ei). Gezählt hat sie niemand, und es ist bislang auch nur sehr bruchstückweise gelungen, die „Erb-Hieroglyphen“ zu entziffern. Ein kühner Genetiker glaubt, daß für das menschliche Auge mindestens 100 Gene zusammenwirken müssen. Neuerdings weiß man auch, daß chemische Prozesse mit im Spiel sind und man nimmt mit guten Gründen an, daß die Erbfaktoren in der Nukleïnsäure des lebenden Zellkernes nach Art eines „chemischen Schriftsatzes“ niedergelegt sind. Auch hierfür paßt das der Technik entnommene verdeutlichende Wort von der „Programmierung“.

Die „biochemischen“ Einzelheiten mögen dem Fachmann interessant sein, für unser allgemeines Urteil wichtig ist nur der für den Fortpflanzungsprozeß letztlich entscheidende Vorgang: Der männliche und weibliche Satz vereinigen sich und teilen sich dann wieder durch Längsspaltung, so daß das neu entstehende Lebewesen wiederum mit der gleichen Zahl von Erbträgern ausgestattet ist, wie Vater und Mutter es waren (auch der Umstand, daß durch eine kleine Differenz der Chromosomenausstattung die Geschlechtsbestimmung erfolgt, kann hier — wo es nicht um Belehrung sondern um Argumentation geht — außer Betracht bleiben).

Mit dieser Verselbständigung eines Chromosomensatzes ist das neue menschliche Lebewesen in Wirklichkeit begrün-

det und in vielzehntausendfachen Einzelheiten festgelegt — alles weitere vollzieht sich nach den in diesem „Code" gespeicherten „Direktiven" geradezu schematisch. Der Entwicklungsprozeß kann gehemmt oder gefördert, in Einzelheiten oder im Ganzen durch Tod vor der Reife unterbrochen werden: aber seine *Richtung* ändert sich nicht mehr, das „Programm" liegt fest!

Von Mendel wissen und mit dem Blick auf das parallele Nebeneinander von *zwei* Genen für *jede* Bestimmung begreifen wir auch, daß für ein und die gleiche Anlage *unterschiedliche* Direktiven (z.B. blaue Augeniris — braune Augeniris) angeerbt sein können, von denen die eine oder die andere „durchschlägt", schlimmstenfalls mosaikartig nebeneinander wirkt. Schon aus dieser Kenntnis wird begreiflich, wie wünschenswert es sein muß, im Erbgang eine möglichst große Zahl richtungsgleicher, harmonischer Anlagen zu kombinieren, und eine Zusammenführung ungleichartiger oder gar sich widersprechender Anlagen zu vermeiden. Da beginnt nämlich dann das „Mendeln" d.h. das mathematisch errechenbare, unaufhaltsam wiederkehrende Auftreten einmal der einen, ein andermal der anderen Variante. Ein solches Durcheinander möglichst nicht in Gang zu setzen, ist eine Forderung der Vernunft, vor allem dort, wo es sich um wichtigere Anlagen handelt, als um „Rundung" oder „Kanten" oder die Farben der Augeniris.

In der Tier- aber nicht in der Menschenwelt hat die Natur von sich aus Grenzen gesetzt: Bei allzu grober Differenz kommt es entweder überhaupt nicht zur Befruchtung oder die Nachkommenschaft bleibt unfruchtbar. Man kann zwar aus Pferden und Eseln Maultiere züchten, aber weiter kreuzen lassen sie sich nicht.

Wir werden noch sehen, wie wichtig die Erkenntnisse von der *Paarung* der Erbanlagen (der Ausdruck stimmt wörtlich), ihrer *Kombination* zum neuen Lebewesen, und die

damit vollzogene Anordnung der Erbanlagen ist, die mit „mosaikartig“ wohl am treffendsten bezeichnet wird. Über dieses Phänomen urteilte ein amerikanischer Biologe mit dem Satz: „Die Vererbung ist keine Farbtopf-Angelegenheit, sie ist ein Würfelspiel.“*

Die Frage drängt sich auf, ob gerade die menschliche Vererbung wirklich ein „Würfelspiel“ sein muß — und sein darf?

Beharrung und Entwicklung

Mit ihren Aussagen über die Vereinigung, Teilung und Weiterübertragung der Keimzellen erklärt die Vererbungswissenschaft klar und überzeugend die Tatsache, daß alles Lebendige sich immer wiederholt und daß die Organismen in scheinbar unendlicher Reihe bis in die subtilste Einzelheit sich „identisch reproduzieren“ — um den treffenden Ausspruch der Fachsprache zu zitieren. Die Wanderung der Chromosomen von Generation zu Generation macht es verständlich, daß das Individuum *nur* die von ihm *ererbten* Fähigkeiten (den „Genotypus“) weitergeben kann und diese wiederum nur *unverändert*.

Es ist eine sehr wundersame und doch nicht mehr bezweifelbare Tatsache, daß zwar jeder Organismus stirbt, nicht jedoch die Keimzelle, solange sie fortgepflanzt wird — auch dies ist ein treffender Ausdruck. Nehmen wir dazu die Tatsache, daß es keine „Urzeugung“, keine freie Zellbildung gibt, sondern *jede* Zelle *nur* durch Teilung einer vorhergehenden Zelle entsteht, so erkennen wir in der Erblehre die Wissenschaft vom *Beharrenden* in der organischen Welt. Ohne die spätere biologische Begründung seiner „Kon-

---

* Garett Hardin: Naturgesetz und Menschenschicksal, Deutsche Ausgabe Stuttgart 1962, Seite 125.

stanztheorie“ zu ahnen, hat der große schwedische Naturforscher Linné die seither in der Naturwissenschaft als praktisches Hilfsmittel allenthalben anerkannte Klasseneinteilung für die Pflanzen- und Tierwelt nach der Überlegung aufgebaut, daß *jede* Art in bestimmten wesentlichen Merkmalen sich *unverändert* fortsetzt.

Mit Treffsicherheit und nicht ohne Ironie berichtet der bereits erwähnte britische Biologe Darlington (a.a.O. Seite 56):

„Es gab bei Lebewesen eine genetische Kontinuität. Sie verband in ununterbrochener Folge nicht nur Eltern und Nachkommen, nicht nur Zelle mit Zelle, sondern Kern mit Kern und Chromosom mit Chromosom. Seit es die ersten Zellen, Kerne und Chromosomen gegeben hatte, mußte in dieser unzerreißbaren Kette Glied auf Glied gefolgt sein. Denn schrittweise wurde gezeigt, daß dieses neuentdeckte Prinzip für alle Pflanzen und Tiere zutraf. Seine allgemein gültige Wahrheit wurde zuerst im Jahre 1885 von dem deutschen Zoologen Wilhelm Roux begriffen und ausgesprochen, und mit der üblichen Verspätung von fünfzig Jahren wurde sie auf der ganzen Welt anerkannt.“

Alle diese frühen oder verspäteten, aber heute immerhin kaum mehr bestrittenen Einsichten und Hinweise können freilich nicht über die offenkundige Naturtatsache hinwegtäuschen, daß dennoch auch *Veränderungen* in der Welt des Organischen vorgegangen sind, und zwar sogar sehr beträchtliche.

Würde *nur* das „Reproduktions“-Gesetz gelten, wonach alle lebendigen Körper in der Fortpflanzung „ein Abbild ihrer Selbsterzeuger“ sind, so dürfte (wie es bei einigen Tierarten, wie den Tapiren, auch bei einigen Pflanzen der Fall ist) die heutige Tier-, Pflanzen- und auch Menschenwelt sich logischerweise nicht ernstlich von der Fauna, Flora und den Vorzeitmenschen frühester Zwischeneiszeit-Perioden unterscheiden, sie könnte hinsichtlich der Vielfalt der Formen durch Aussterbevorgänge verringert oder durch

„mendelnde“ Kreuzungen vermehrt, keinesfalls jedoch durch neue konstante Arten bereichert sein.

Die historischen Sachverhalte sind ganz offenkundig anders gelagert, und so tritt der Einsicht in die Vererbung die Frage nach der *Entwicklung* der Lebewesen an die Seite.

Diese Frage hat insbesondere die Gebildeten im Europa des 19. Jahrhunderts bekanntlich leidenschaftlich erregt. Zwei — im Kernargument nicht allzu weit voneinander entfernte — Thesen standen dabei im Vordergrund; sie wurden beide *vor* Mendel formuliert und entbehrten deshalb des festen Bodens exakter Kenntnis der Erbmechanik.

Der Franzose *Lamarck* entwickelte schon zu Napoleons Zeiten die auf den ersten Blick überaus einleuchtende und in vielen Gehirnen noch heute geisternde Theorie der „Anpassung“ als Motiv der Entwicklung: Er war der Ansicht, das einzelne Lebewesen werde durch die Umwelterfordernisse zur Ausbildung geeigneter Eigenschaften angeregt und diese „Adaptionen“ würden dann durch die Generationen hindurch stufenweise fortgesetzt.

Als drastisches Beispiel für diese seine Erklärung der „Entwicklung“ führte der glücklose Prophet ein Lebewesen an, das seither als „Lamarcks Giraffe“ ironische Sprichwortbedeutung gewonnen hat. Dieses erstaunliche Tier — so argumentierte er — „lebe in Afrika an Plätzen, wo die Erde fast immer trocken und ohne Graswuchs ist“; es sehe sich also gezwungen, Bäume abzuweiden und sich dauernd zu strecken, um sie zu erreichen.

„Diese Gewohnheit, die es so lange beibehalten hat, führte bei allen Angehörigen seiner Art zu dem Ergebnis, daß die Vorderbeine länger als die Hinterbeine wurden und sich der Hals so weit streckte, daß die Giraffe, ohne sich auf die Hinterbeine zu stellen, den Kopf bis zu einer Höhe von sechs Metern emporhebt.“*

---

* Zitat nach Lamarck bei Darlington a.a.O. S. 14.

Es bedürfte noch nicht einmal des modernen genetischen Wissens, Lamarck läßt sich rein historisch an dem von ihm selbst entworfenen Beispiel widerlegen:

Die biedere Giraffe hat heute ihren langen Hals keineswegs deshalb, weil sie seiner bedürfte — er wurde nicht etwa stufenweise länger, weil die Blätter, die sie frißt, auf immer höheren Bäumen wuchsen. Nein — es ist umgekehrt: die bedauernswerte Giraffe muß mit ihrem langen Hals nur deshalb noch herumlaufen, weil keinerlei Anpassung an die seit vielleicht hunderttausenden von Jahren längst veränderte Umwelt ihr einen ausgeglicheneren Körperbau bewirkt, ihre Schnelläufigkeit aber dennoch das Aussterben ihrer Art bisher verhindert hat. Ihr Lebensgebiet hat sich freilich zunehmend eingeschränkt; in prähistorischer Zeit gab es Giraffen sogar in Kleinasien und im griechischen Raum, heute leben sie nur noch in einigen afrikanischen Bereichen und in zoologischen Gärten. Der lange Hals ist trotz allen äußeren Scheins kein Merkmal einer Aufwärtsentwicklung, sondern nur ein Erinnerungszeichen an längst vergangene Epochen; er hat sich sinnlos erhalten und wird sich erst verflüchtigen, wenn die letzte Giraffe ausgestorben ist — dann aber ist es endgültig geschehen: kein noch so hoher Baum wird uns ein ähnliches Tier wieder bescheren.

Durchdachter und wirklichkeitsnäher als Lamarck urteilte der englische Naturforscher Charles *Darwin*. Auch ihm waren die Erbgesetze noch unbekannt; er sagte das auch offen. Aber er beobachtete die Natur mit großer Sorgfalt, bereiste die ganze Welt, ließ sich auch von Bauern und Tierzüchtern beraten, die bei Kulturpflanzen und Haustieren darauf achteten, jeweils die Kräftigsten zu paaren. Schließlich entwickelte Darwin in seinem Werk über den „Ursprung der Arten" eine große Schau, in der die offenkundige Veränderung der Organismenwelt auf „natürliche Zuchtwahl" und auf „Auslese" im „Kampf ums Dasein" zurückgeführt wurde.

Mit diesen Formeln führte Darwin sehr bemerkenswerte und in vieler Hinsicht treffende Gedanken in die Diskussion ein, die dann von anderer Seite noch durch die einprägsame Deutung vom „Überleben der Tüchtigsten“ ergänzt wurde. In vielen historischen Prozessen haben solche Auslesevorgänge bei der Ausprägung von Arten zweifellos eine entscheidende Rolle gespielt — und sie werden es auch in Zukunft noch tun.

Daß Kampf und Katastrophe für jeglichen Organismus geradezu eine Begleiterscheinung des Ereignisses „Leben“ sind und daß unzählige Organismen untergehen, bevor sie ihre Erbausstattung weitergegeben haben, ist gewiß ein bedeutendes und oft tief eingreifendes Merkmal des Weltgeschehens. Daß freilich dabei stets eine positive Auslese oder gar eine indirekte Anlagenzüchtung wirkte — das läßt sich angesichts aller überblickbaren historischen Ereignisse dieser Art, von den Eiszeit-Katastrophen bis zu den Kampfgeschehnissen etwa der Weltkriege des 20. Jahrhunderts, nicht ernstlich behaupten.

Weder die Vorstellung der Anpassung (Lamarck) noch die der „Selektion“, der gewissermaßen automatischen Auslese (Darwin) bieten eine Erklärung dafür, wie in noch so langer Entwicklung aus der Pflanze ein Tier, wie aus dem blinden Wurm ein intelligentes Pferd oder gar ein sehender Mensch entstehen könnte.

Sowohl Lamarck wie Darwin haben sich zu deuten bemüht, wie es zur Ausprägung der heutigen Organismen kam; Darwin hat sich einigen Vortritt verschafft, weil seine Sätze nicht wie die Lamarcks durch die Genetik widerlegt sind. Die großen *Sprünge* jedoch, die die Natur unternimmt, wie wir nicht nur aus ihrer heutigen Vielfalt sondern auch aus vielen Dokumenten versunkener Erdzeitalter wissen, machen uns weder Lamarck noch Darwin verständlich.

Da durch etwaige Kreuzungen bestenfalls scheinbare „Mischungen“ gezeugt werden, die — wie Mendel verdeut-

lichte — immer wieder auseinanderstreben und da die Auskünfte Lamarcks und Darwins erst recht keine Erklärung für die Entwicklung der Lebewesen bieten, verbleibt nur die Möglichkeit, in Veränderungen von Erbsubstanzen das antreibende Moment für die historische Entwicklung zu erkennen, die so offenkundig bei Pflanzen, Tier und schließlich Mensch vom Einfachen zum immer Komplizierteren — und dabei noch auf vielen Um- und Querwegen — verlaufen ist und vermutlich weiter verlaufen wird.

In der Tat hat die Genetik in der „Mutation" — der erbwirksamen Veränderung eines Gens oder auch einer Gen-Gruppe, möglicherweise sogar eines ganzen Chromosomenstücks, auch durch Minderung der Chromosomenzahl — wenigstens den Schlüssel*begriff* für das Phänomen der Entwicklung in der Natur gefunden.

Der experimentelle Nachweis von „Mutationen" konnte freilich nicht einfach sein und war es nicht. Denn es ist ja ein profunder Lehrsatz der Genetik, daß äußere Einwirkungen gleich welcher Art auf die Struktur der Keimzellen, also auf die allein mit der Erbweitergabe befaßten Organe, keinen Einfluß haben. Mit den umfassenden Beweisen genau für diesen Umstand wurde Lamarck immer wieder abgefertigt. Die Tatsachen liegen offen genug zutage: auch der Beinamputierte zeugt Kinder, denen keinerlei Glied fehlt — und das ist ganz selbstverständlich. Auch noch so ernste chirurgische Eingriffe verändern nicht den Chromosomensatz, und nicht einmal die generationenlange Wiederholung gleicher Eingriffe könnte die geringste Wirkung haben. Jüdische Knaben werden seit zweieinhalb Jahrtausenden beschnitten, aber sie werden immer noch mit Vorhaut geboren ...

Mit solchen Methoden sind „Mutationen" nicht zu bewirken, denn sonst hätte ja wirklich Lamarck recht: Das Strecken der Giraffe oder die chirurgische Entfernung von

Körpermerkmalen sind im Prinzip das gleiche — Reaktionen auf Umweltgeschehnisse; würde auch die Keimzelle darauf reagieren, dann wäre nicht nur Lamarck gerechtfertigt, auch unser ganzes Dasein stünde unter völlig verändertem Vorzeichen; schließlich würden dann die Söhne von Professoren nicht nur deren Begabung und Interessenrichtung, sondern auch deren Wissen miterben!

Da es sich aber — wie bekannt — in der Wirklichkeit keineswegs so verhält, ist es nicht einfach, ein Experiment anzuordnen und durchzuführen, das eine *genetische* Veränderung bewirkt und die „Mutation" als sicheren Tatbestand in der Reihe der aufgeklärten Naturvorgänge beweisbar macht.

Um genau zu sein: Seit Mendel wissen wir, daß sowohl der Stammvater, wie auch die Stamm-Mutter von der Mutation, der Programmänderung, erfaßt worden sein muß — nur dadurch kann ein dauerhafter neuer Typus entstehen. Wir müssen also (jedenfalls bei höher entwickelten Lebewesen) die *Mehrfach*-Wirkung eines Mutationsvorganges als entwicklungsgeschichtliches Erfordernis voraussetzen — dieser Umstand wird von jenen übersehen, die von einem durch künstliche Gen-Manipulation „verbesserten" Zukunfts-Menschen träumen.

Bei amerikanischen Versuchen zu den Mendelschen Gesetzen war man zunächst darauf gekommen, daß eine Fliegenart, die „Drosophila" offenbar häufig „mutierte" — Tiere mit weißen Augen, zerknitterten Flügeln oder fehlenden Borsten traten auf; die Mutationsneigung des Tieres war unverkennbar, aber auch ganz willkürlich. Da kam ein amerikanischer Forscher mit deutschem Namen Hermann Muller auf die Idee, die Drosophila mit Röntgenstrahlen zu bedecken — und da vermehrten sich nun die Mutationen um ein Vielfaches.

Röntgenstrahlen sind also — wenigstens bei Laboratoriumsfliegen — ein so durchdringender Umwelteinfluß, daß

durch sie auch auf die Keimzelle eingewirkt werden kann.

Andere Experimente haben allerdings noch *keine* ähnliche Wirkung gezeitigt — auch nicht das größte Menschenexperiment dieser Art: der Atombombenwurf auf Hiroshima am 6. August 1945. Die ursprüngliche Annahme, daß bei der betroffenen Bevölkerung dieser Stadt starke genetische Schäden aufgetreten seien, bestätigte sich nicht. Zwar sind Embryonen — also Kinder im Mutterleib — geschädigt worden, auch der Verlust der Zeugungsfähigkeit mag in einigen Fällen eingetreten sein, aber in Hiroshima lebt nach einem Vierteljahrhundert eine gleich tätige und gesunde Bevölkerung wie vor dem Tag, an dem ihr der schwere Zoll von über hunderttausend Toten abgefordert wurde*. Mit den Umgekommenen ist auch ihr Erbgut vernichtet worden, die Überlebenden aber waren dennoch in ihren Chromosomen nicht geschädigt, ihre Keimzellen haben nicht „mutiert“**.

Dennoch: Mutation *ist* im Naturhaushalt am Werk, wenn wir auch hinsichtlich Ursache und Wirkung noch am Anfang der Kenntnisse stehen und eine volle Antwort vielleicht nie erhalten werden. Vorerst verharrt die Diskussion noch am Fragepunkt, ob wir „viele kleine“ oder einige wenige „große“ Mutationen als die Triebkräfte der Entwicklung anzusehen haben. An die Möglichkeit der „vielen kleinen“ klammern sich die Lamarckisten: vielleicht ist der Giraffenhals ein Ergebnis von tausend und einer Mutation? Wahrscheinlich ist das nicht, und gegen die Annahme eines dauernd im Gang befindlichen Mutationsprozesses beim

* Vgl. „Die Welt der Tausend Völker“ Seiten 271—276.

** Im Frühjahr 1965 wurde in Paris eine jugoslawische Wissenschaftlerin, die infolge eines Unglücksfalles einige Jahre vorher in einem Atominstitut ernste Strahlungsschäden erlitten hatte, von einer gesunden Tochter entbunden („The Times“, London, 24. 3. 1965).

Menschen spricht die offenkundig langfristige Konstanz sehr komplizierter Organe — noch einmal sei unser Auge genannt.

Wenn aber keiner Dauerserie von „kleinen Mutationen“ (man hat einige dieser Art beim Menschen beobachtet — aber es handelte sich stets um „negative“ Einsätze, um den Ausbruch vererblicher Krankheiten u. a.) — welche „Sprünge“ haben stattgefunden, waren es „Pläne“ nach denen sie sich vollzogen, Zielrichtungen, die verfolgt wurden, wann und wie ist das geschehen? Stehen wir am Endpunkt oder inmitten der Entwicklung? Wenn auch nirgendwo vorher — bei dieser weitreichenden Frage stehen wir auch heute noch vor einem Rätsel. Sie reicht freilich über unsere Gegenwartsuntersuchung weit hinaus. Uns genügt zunächst das Wissen, *daß* die Menschen biologisch „programmiert“ sind — es führt uns zum Problem, *wohin* und *wie weit* sie in ihren Erbanlagen in fester Bahn geleitet sind.

Eine ernstliche Begrenzung der diesbezüglichen Wissensermittlung ist dadurch gegeben, daß der Erbforschung das menschliche Kreuzungsexperiment fehlt und immer fehlen wird. Schon die lange Dauer der Reifungszeit und des Generationswechsels steht — von allen anderen Widerständen abgesehen — dem Entwurf und der Durchführung solcher Versuchsreihen entgegen.

Dennoch sind wir nicht nur dem Pflanzen- und Tiervergleich oder der reinen Spekulation überlassen. Es gibt verschiedene überzeugende Methoden, um auch ohne Kreuzungs- oder sonstige beim Menschen nicht anwendbare Experimente zu deutlichen und sicheren Einsichten zu gelangen.

Da ist zunächst die schon zu Mendels und Darwins Zeiten von dem englischen Biologen Galton entwickelte Methode der Zwillingsforschung. Sie geht aus von der Einsicht, daß den sog. eineiigen Zwillingen — entstanden dadurch, daß der

vereinte mütterlich-väterliche Chromosomensatz sich nicht nur einfach, sondern mehrfach längsspaltet — die *gleiche* Garnitur von Erbdirektiven angeboren ist und daß aus der kritischen Beobachtung der Entwicklung und des Lebensganges solcher Zwillinge ein umfassender Katalog der zweifelsfrei *ererbten* Anlagen gewonnen werden kann. Wenn eineiige Zwillinge dann überdies in unterschiedlicher Umwelt aufwuchsen, kann mit dieser Forschungsmethode in sehr zuverlässiger Weise eine Abgrenzung zwischen erworbenen und ererbten Eigenschaften gewonnen werden. Die Zwillingsforschung entspricht in hohem Maße der grundsätzlichen Forderung jeglicher exakten Wissenschaft, daß eine theoretische Deutung sich in genauer Beobachtung am tatsächlichen Naturobjekt bestätigen muß, und daß nur auf diesem „induktiven" Weg allgemein brauchbare Erkenntnisse gewonnen werden können. In den Bereichen möglichen Wissens tritt alles Philosophieren hinter der kritischen und vergleichenden Untersuchung zurück.

Die Zwillingsforschung hat bis heute immerhin schon mehrere hundert eineiige Zwillinge sorgfältig beobachtet.

Zunächst ist interessant, daß die Zwillinge bei *Geburt* hinsichtlich ihrer äußeren Merkmale sich stets nicht unbeträchtlich unterscheiden. In der „Umwelt" des Mutterleibes war einer von ihnen „benachteiligt", und so besteht unmittelbar nach der Geburt eine oft erhebliche Gewichtsdifferenz. Die dann einsetzende Versorgung gleicht aber diese Differenz rasch aus; die eineiigen Zwillinge entwickeln sich zunächst „aufeinander zu", dann aber nach eingetretenem Ausgleich in erstaunlicher Weise „parallel". Die Ähnlichkeit in Statur, Gesichtsbildung usw. ist auch ohne Zwillingsforschung jedermann bekannt. Eineiige Zwillinge sind nicht nur selbstverständlich (da die Geschlechtsbestimmung eine Chromosomen-Angelegenheit ist) stets gleichen Geschlechts, auch ihre Blutgruppe, Blutfaktoren, ihre Augenfarbe, Haar- und

Hautfarbe, Lippenform, Zungenfalte, Ohrform usw. stimmen überein. Nur bei ihnen läßt sich gegenseitig ohne Schwierigkeit Haut überpflanzen. Ein auffälliger körperlicher Unterschied aber ist häufig: in ausgeprägter Rechts- und Linkshändigkeit können manche eineiige Zwillinge differieren. Das wiederum erklärt sich aus der doppelten Chromosomenteilung und bestätigt sie.

Mit solchen Feststellungen ist die Zwillingsforschung aber nicht erschöpft, ihre Ergebnisse greifen über den mechanisch-körperlichen Bereich beträchtlich hinaus. Daß Sommersprossen ein erbliches Merkmal sind, mag noch als mehr anekdotische Erkenntnis gelten. Daß eineiige Zwillinge aber für besondere Krankheiten besonders empfänglich sind, daß sie etwa — auch wenn sie getrennt aufwachsen — sich zur gleichen Zeit und am gleichen Organ mit Tuberkulose infizieren und ähnliche Feststellungen beleuchten die „Macht der Vererbung“ in einem Ausmaß, wie sie vor diesen Forschungsergebnissen nicht für wahrscheinlich gehalten wurde.

Das Diktat der Erbanlage

Ein Zwillingsforscher hat sich — schon in den 20er Jahren unseres Jahrhunderts — aus Strafregistern und Gerichtsakten Unterlagen über die Kriminalität von eineiigen Zwillingen beschafft und auch auf diesem — durch die Strafrechtsnormen gut abgegrenzten — Gebiet der reinen Verhaltensweisen geradezu erstaunliche Übereinstimmungen festgestellt. In zehn von zwölf genau untersuchten Fällen sind *beide* Zwillinge straffällig geworden, und zwar durchwegs in gleichen oder ähnlichen Delikten (z.B. Bruder 1: Betrug, Bruder 2: Wechselfälschung, oder: Einbruch — schwerer Raub u. a.); außerdem stimmte in den meisten Fällen sogar noch das Alter im Zeitpunkt des erst-festgestellten Vergehens

überein. Neuere Untersuchungen der Zwillingsforscher haben sich unter Heranziehung moderner psychologischer Test mit der Frage beschäftigt, in welchem Verhältnis sich Erbanlage und Umwelteinfluß im Allgemeinverhalten geltend macht. So hat man ermittelt, daß im Gesamtbereich des intelligenten Verhaltens der Einfluß der Erbanlage als 2,5 mal so groß anzusetzen sei wie der Umwelteinfluß. Für das Wirkverhältnis der Erbanlage im Vergleich zur Umwelt wurden sogar Zahlen ermittelt, so für „Antrieb" das Verhältnis 6:1, für „Grundstimmung" 12 zu 1*.

*

Eine einfachere und noch deutlichere Vorstellung, als solche Prozentsetzungen sie bieten, pflegte ein im Jahre 1945 aus seinem Amt entlassener und anschließend in Internierungslagern populär vortragender Münchner Universitätsprofessor durch einen technischen Vergleich zu vermitteln.

Umwelt und Erbanlage verhielten sich — so erklärte er seinen Zuhörern — in ihrer Beziehung zueinander, wie die Emulsion einer belichteten fotografischen Platte zum Säurebad: nur *die* Teile der Filmschicht, die von der Säure erfaßt wird, zeige dem Auge das belichtete Bild sichtbar; das könne — wenn die Entwicklung unvollständig ist — sehr wenig sein; aber auch bei Überentwicklung der gesamten Platte werde nichts sichtbar, was nicht vorher belichtet war.

Dieser Vergleich hält sowohl gedanklicher wie praktischer Nachprüfung stand; er zeigt genau, worum es geht: keine Eigenschaft und keine Fähigkeit, die im Menschen nicht veranlagt ist, kann entwickelt werden, wohl aber mag vieles unentwickelt bleiben und deshalb nie entdeckt werden. Auch Schädigungen sind nicht nur denkbar, sondern treten auch

* Vgl. Kretzschmar: Medizinische Psychologie, Stuttgart 1963 S. 224.

häufig ein. Wir werden mit zwei Augen geboren — aber eine Krankheit kann die Sehkraft hindern, ein Unglücksfall kann uns beide Augen zerstören; keine Umweltleistung aber ist denkbar, die uns ein drittes Auge schaffen würde.

Verfeinerte Beobachtung lehrt uns freilich auch, daß — abgesehen von so krassem Geschehen wie es eine Erblindung ist — die Wirkungsbreite von Schädigung und Förderung begrenzt bleibt: ein intelligenter Mensch verhält sich auch dann intelligent, wenn er nie Lesen und Schreiben gelernt hat — allerdings wird seine Intelligenz viel produktiver sein, wenn sie durch Kenntnisse angeregt und an intelligenz-intensiven Wirkungsstätten eingesetzt wird.

Soviel an dieser Stelle zum Kernirrtum fast aller „modernen", in Wirklichkeit biologisch unaufgeklärten „Reformer", die in Umkehrung der Tatsachen den Menschen als „Produkt seiner Umwelt" deklarieren.

*

Eine im Vergleich zur Zwillingsforschung unvermeidlich nicht mehr so präzise, aber doch ernsthafte und aufschlußreiche Untersuchungsmethode im Bereich der menschlichen Erblehre bietet die Familienforschung. Hier sind es natürlich vor allem Abweichungen vom Normalen, auffällige Krankheiten usw., die sich in ihrem Gang durch die Generationen erkennen lassen. Die sog. Bluterkrankheit hat in europäischen Fürstenhäusern bekanntlich historische Spuren gezeichnet. Andere Abweichungen, die sich durch Vererbung fortpflanzen und aus alten Familiendokumenten feststellbar sind, wie z.B. Albinismus, Wolfsrachen, aber auch ernstere, wie Epilepsie, Geisteskrankheiten u. a. haben nicht nur Forschern zum Nachweis gedient, daß die Mendelschen Gesetze auch bei Menschen Gültigkeit haben, sie bilden ebenso die wissenschaftliche Grundlage für die vielerlei Bemühungen, die der Fortsetzung von „Erbkrankheiten"

durch Sterilisierung ihrer Träger eine Grenze setzen wollen.

Eine Sonderform erbkundlicher Ermittlung hat ein einfallsreicher Psychologe angewandt: Er sammelte Schulzeugnisse von über tausend Kindern und verglich sie mit denen ihrer Eltern und Großeltern. Das Ergebnis war interessant: die Zeugnisse der Kinder wichen durchwegs in der gleichen Richtung vom Durchschnitt ab (Kretzschmar a.a.O. Seite 224).

Ein noch bedeutenderes Thema, das sich ebenfalls durch Feststellungen aus dem Lauf mehrerer Generationen belegen läßt, hat Galton schon 1869 aufgegriffen, ohne damals die Gesetze der Vererbung zu kennen. Sein damals erschienenes Buch „Hereditary Genius" („Vererbliches Genie") hat Darwin zu der Bemerkung veranlaßt: „Ich glaube nicht, daß ich jemals in meinem Leben etwas Interessanteres und Originelleres gelesen habe." Darwin selbst, dessen Vorfahr Rasmus Darwin bereits im 18. Jahrhundert als Naturforscher Aufsehen erregt hat, und dessen Sohn Sir Charles Darwin noch bis zu seinem Tode vor einigen Jahren die geistige Tradition der Familie fortgesetzt hat, bietet ein weiteres Beispiel zu den allgemein bekannten etwa der „Musikerfamilien" Bach und Strauß u. a.

Es sind allerdings — darüber darf man sich nicht selbstzufrieden hinwegtäuschen — nur bruchstückhafte Kenntnisse und scheinwerferartige Beleuchtungen, die uns bisher sichtbar wurden. Was fast noch völlig fehlt, ist eine von den genetischen Tatsachen hergeleitete Völkerkunde. Hier wäre — wie es in bescheidenem Ausmaße im familiengeschichtlichen Bereich bereits begonnen wurde — vor allem die sog. Bastardforschung aufschlußreich. Insbesondere im indischen Subkontinent, wie auch in Mittel- und Südamerika haben in weitem Umfang Mischungen sehr verschiedenartiger Menschengruppen stattgefunden. Die auf breitester Ebene sichtbaren Ergebnisse laden zu kritischer Prüfung und statistischer

Untersuchung ein. Es gibt hier und anderswo noch viele weiße Flächen auf der Landkarte der Wissenschaft von den Menschen.

Geist und Seele

Montaigne, der französische Skeptiker des 18. Jahrhunderts, hat — als sich herausstellte, daß er von seinem Vater die Veranlagung zur Bildung von Blasensteinen geerbt hatte (sie machte sich bei ihm wie beim Vater im gleichen Lebensalter geltend) — ironisch geäußert: „Erklärt mir das, und ich bin bereit, an noch so viele Wunder zu glauben."

Inzwischen ist uns das alles erklärt worden, aber wir sind meist doch noch nicht bereit, an die vielen „Wunder" zu glauben, die sich aus der Tatsache der Vererbung ohne weiteres verdeutlichen und die wir deshalb unvermeidlich als ernsthafte Tatsache anerkennen und in unser Urteil einbeziehen müssen.

Vom menschlichen Auge ist bereits mehrfach gesprochen worden — aber wir müssen uns klar darüber sein, daß nicht nur dieses, sondern jedes menschliche Organ in aller Beziehung perfekt funktionieren muß, sonst ist es überhaupt nutzlos. Nicht ohne Grund spricht der Volksmund davon, die Prüfung der Brauchbarkeit eines Menschen müsse „auf Herz und Nieren" geschehen.

Je mehr wir die Bedeutung allein schon der Blutfaktoren für das Gesamtverhalten eines Menschen erkennen — auch das eine neuere Forschungsfeststellung — um so nachhaltiger wird uns die Festlegung des Menschen auch in vielen seiner *geistigen* Eigenschaften schon von Geburt an deutlich. Die Blutgruppe und die mit ihr zusammenhängenden Faktoren werden nicht nur vererbt, sie bleiben auch im Falle von Bluttransfusionen, ja sogar bei völligem Blutaustausch dem Träger unverändert erhalten.

In acht Punkten hat Professor Darlington (a. a. O. Seite 208) formuliert, was alles beim Menschen mit Gewißheit vererbt wird:

„1. Die Geschwindigkeit und Dauer unseres Wachstums; und daher auch die endgültig erreichte Körpergröße. Der Bau und die Beschaffenheit der Knochen, der Muskeln, des Gehirns, des Blutes und so weiter.

2. Unsere Hormonsysteme, und folglich unsere Gemütsart, ob wir sanguinisch, melancholisch oder cholerisch sind, ob ängstlich oder mutig; aufmerksame Beobachter, überlegt oder impulsiv. Daraus ergibt sich unser soziales Verhalten, ob wir Einzelgänger oder gesellige Menschen sind; zärtlich oder liebevoll oder mürrisch oder verdrossen; ob wir brauchbare, geistesgestörte oder verbrecherische Wesen sind; mit wem wir umgehen und wie, wen oder was wir zu lieben oder zu hassen vermögen.

3. Wie wir wahrnehmen und zu würdigen wissen, was wir schmecken, tasten und riechen, desgleichen unsere Fähigkeiten, Klang und Farbe, Harmonie und Formen zu erfassen; wie unser Gedächtnis arbeitet und was es behält: Töne, Bilder, Zahlen und Gestalten. Wie und in welchem Grade wir schöpferische Phantasie besitzen, uns geistig etwas vergegenwärtigen und überdenken können. Folglich unser Sinn für Wahrheit und Schönheit. Wieweit wir daher in allen diesen Dingen bildungsfähig sind oder nicht, welche Arbeit wir wählen und zu leisten vermögen und wie wir unsere Freizeit genießen.

4. Unsere Stimmorgane; daher Höhenlage, Klangfarbe und Stärke unserer Stimme, die Möglichkeit, sie auszubilden, sowie Ausdruckskraft und Mängel unserer Sprache.

5. Die Zeitpunkte und die Art und Weise, in der wir Haare und Zähne, Fettansatz, unser körperliches und geistiges Wahrnehmungsvermögen und unsere Fortpflanzungsfähigkeit gewinnen oder verlieren.

6. Was wir an Wasser, Salzen, Zuckern, Fetten, Eiweiß und besonderen Vitaminen, an Schlaf, Sonne und körperlicher Bewegung benötigen; gleicherweise der Nutzen und Schaden, der uns aus Drogen und Rauschgiften verschiedener Art und Menge erwächst, sei es Nikotin oder Alkohol, Strychnin oder Kokain.

7. Wieweit wir empfänglich sind für jede ansteckende oder nicht ansteckende Krankheit, die Menschen befallen kann. Ob wir

Blut, das wir übertragen bekommen, aufnehmen können, oder ob es gerinnt, ob ein überpflanztes Stück Haut anzuwachsen vermag oder abgestoßen wird; all dies hängt von den Typen und Spielarten unserer Zell-Proteine ab.

8. Und vor allem, oder allem zugrunde liegend ... unser Geschlecht, ob männlich oder weiblich; unsere sexuelle Leistungsfähigkeit und Anteilnahme, schließlich ob wir fruchtbar sind oder nicht."

Durch ihre Beobachtungen sind die Genetiker bestimmt worden, nicht nur „Struktur-Gene" sondern auch „Regulativ-Gene" anzunehmen, wobei nun allerdings der Bereich der Umwelt-Beeinflußbarkeit erreicht wird. Während die Blutfaktoren und andere Körpermerkmale (z.B. die Papillarleisten der Oberhaut, die dem Tastsinn dienen — daher das polizeiliche Fingerabdruckverfahren) sich im Leben des Menschen keinesfalls verändern, gibt es andere, die gewisse äußere Bedingungen zu ihrer Entwicklung nötig haben, also beeinträchtigt oder gefördert werden können. Dazu gehört z.B. schon das Wachstum eines Menschen. Die Biologen beschäftigt seit Jahren die erkennbare Steigerung der Durchschnittsgrößen und die Beschleunigung des Jugendlichen-Wachstums in Zivilisationsvölkern. Die Erklärung dürfte im Wegfall oder in der Minderung von früher wirkenden Hemmungsfaktoren zu suchen sein.

Einen Sonderfall stellt das menschliche Gehirn dar. Über dessen Arbeitsweise gehen die Ansichten der Wissenschaft in mancher Hinsicht noch auseinander. Man weiß, daß aus dem Ausfall genau lokalisierter Hirnpartien parallele Ausfälle von Körperfunktionen resultieren, aber eine vollständige Gehirngeographie fehlt noch. Sicher ist nur, daß nicht nur Gehirngröße und -gewicht, sondern auch die Gestaltung der Gehirnwindungen bedeutenden Einfluß auf den Ablauf der lebenswichtigen Funktionen und die ganze geistige Leistung eines Menschen ausüben, wobei freilich neuere Ergebnisse der Forschung dahin lauten, daß die sog. endo-

krinen Drüsen (Schilddrüse, Keimdrüse, Hypophyse, Nebenniere usw.) teils direkt, teils indirekt über das Nervensystem einen tiefgreifenden Einfluß auf die Gesamthaltung einer „Persönlichkeit“, auf ihr Temperament usw. nicht minder ausüben als das Gehirn. Die alte instinktive Auffassung, daß „das Blut ein eigener Saft“ sei, und die in den Wortbildungen von der „Blutsverwandtschaft“ ihren Niederschlag findet, ist von modernen Forschern in verblüffender Weise bestätigt worden.

*

Inwieweit ist nun „der Mensch“ mit einer „geistigen Seele“ ausgestattet und inwieweit ist sie eine vom Körperlichen getrennt zu denkende Erscheinung?

Hier stehen wir wieder an einem Problem, das die Naturwissenschaft wohl nie bis zur letzten Tiefe ausleuchten wird. Die alten Auffassungen — etwa die des französischen Philosophen Descartes —, der den Menschen körperlich als eine „Maschine“ betrachtete, die von einem unsterblichen Geist beseelt sei oder die moderneren Philosophen, die ebenfalls den „Geist“ als etwas ganz Eigenes, von allen körperlichen Gegebenheiten und Geschehnissen Unabhängiges werten, können den Realisten, der die Feststellungen der Genetiker über die offenkundige Vererbung auch geistiger und seelischer Merkmale im Auge hat, nicht mehr befriedigen.

Auch theologisch denkende Erbforscher wie Hermann Muckermann (a.a.O. Seite 199) haben erkannt, es sei eine „schwierige Frage“, „inwieweit die Geistseele einen Einfluß auf den Vererbungsmechanismus ausübt“. Und er fügte den wichtigen Satz hinzu: „Sicher wird sie den Mechanismus, der sich naturgesetzlich erfüllt, als solchen nicht stören.“ Schließlich spricht er von der Vererbung von „Organen, ohne die sich ein seelisches Leben nicht offenbart“.

Andere moderne Erbforscher sprechen ähnlich vorsichtig, aber doch deutlich genug von einer „unleugbaren und unlösbaren Gebundenheit alles Seelischen an die körperlichen Organe“*. Sie erkennen im „psycho-physischen Zusammenhang“, in der Korrelation „zwischen Körperbau, Funktionsgefüge und Seelenstruktur“ das „Kernproblem der Konstitutionsforschung“ (Schwidetzky a.a.O. Seite 70). Extremisten unter den Modernen, allerdings so solide forschende, wie der schon erwähnte britische Biologe Professor Darlington („Der Mensch hat die Freiheit, er selbst zu sein. Es steht ihm nicht frei, jemand anderer zu sein“) oder der deutsche Verhaltensforscher Professor Lorenz** („Gesetzlichkeiten beherrschen Verhalten und Seelenleben von Lebewesen schlechthin“) sagen im Kern nichts anderes, als was der Dichter Friedrich Hebbel vor über hundert Jahren in das Wort faßte: „Was einer werden kann, das ist er schon.“

Das Problem, inwieweit geistig-seelische Merkmale vom Körperlichen her beeinflußt werden, also erbveranlagt und damit festgelegt sind, ist für die Ausblicke dieser Studie von beträchtlicher Bedeutung.

Da sie sich auf die Frage begrenzt, was *politisch* zu tun und zu lassen ist, kann die Erörterung den Streitpunkt, ob die Menschen mit einer vom Körperlichen völlig unabhängigen „Seele“ ausgerüstet seien, unberücksichtigt lassen, solange die Erbveranlagung, also die umrißhafte Berechenbarkeit geistiger Leistungen, zu der auch die Antriebskraft, die „Energie“ zu rechnen ist, gemäß den unleugbaren Beobachtungen der heutigen Naturwissenschaft nicht bestritten wird.

---

* Ilse Schwidetzky: Das Menschenbild der Biologie — Ergebnisse und Probleme der naturwissenschaftlichen Anthropologie, Stuttgart 1959, Seite 167f.

** Konrad Lorenz: Über tierisches und menschliches Verhalten — Aus dem Werdegang der Verhaltenslehre — Gesammelte Abhandlungen Band II München 1965, Seite 250.

Die Umwelt und ihre Leistung

Die Einsicht in die bis in das Seelenleben einwirkende Erb*gebundenheit* des Menschen kann freilich nicht über die gleichzeitig bestehende Umwelt*abhängigkeit* hinwegtäuschen. Alle Lebewesen bedürfen zu ihrer Entwicklung und Existenz eines Minimalangebots von Umweltfaktoren. Wie Pflanzensamen ohne eine ihnen zuträgliche Bodenbeschaffenheit und -temperatur absterben, statt sich zu entwickeln, bedarf zunächst das menschliche Embryo des Mutterleibes, das Neugeborene jahrelanger Pflege, um überhaupt am Leben zu bleiben. Andere Minimal-Umweltansprüche des Menschen mögen primitiv sein, sie sind dennoch unerläßlich: Sauerstoff, Nahrung, Klima und Klimaschutz, auch gewisse Bewegungsfreiheit usw. Wo die Minimal-Umwelt fehlt oder sich unter das erforderliche Mindestangebot reduziert, ist Tod die unvermeidliche Folge. Neuerdings ist das Problem der Minimal-Umwelt des Menschen bei den bemannten Weltraumflügen sichtbar geworden. Die Einsperrung von Menschen auf engsten Raum läßt sich trotz sorgfältiger und geplanter Versorgung zeitlich nicht unbegrenzt ermöglichen, allein der längere Aufenthalt im Zustand der Schwerelosigkeit hat unerwartete Wirkungen gezeigt.

Während im Begriff der *Minimal*-Umwelt gewissermaßen diejenigen Bedingungen zu erfassen sind, die das Lebewesen vor dem unmittelbaren Absterben bewahren, umfaßt die *Normal*-Umwelt alle die noch viel unterschiedlicheren Umstände, die benötigt und erwünscht sind, um die Funktion eines Lebewesens zur natürlichen *Entfaltung* zu bringen. Es entspricht dabei nicht nur der Logik, sondern auch allen experimentell erwiesenen Verhältnissen, daß *nur solche* Erbanlagen entfaltet werden können, die zunächst einmal d. h. im Augenblick der Chromosomenspaltung vorhanden sind. Von dieser Sekunde an kann das Erbgut zwar noch geschädigt,

also vermindert, *nicht* jedoch noch *vermehrt* werden, das ist es genau, was der populär vortragende Professor meinte, als er den Vergleich mit der fotografischen Platte erzählte (vgl. Seite 54).

Das Problem der Normal-Umwelt besteht — knapp ausgedrückt — darin, denjenigen Genen ihre „Chance“ zu geben, die über die lebensnotwendige Entfaltung in den Bereichen der Minimal-Umwelt hinaus von der Natur eines Individuums auf „Anruf“ eingerichtet sind und dafür gewissermaßen bereitstehen. Eine Besonderheit für manche *Menschen*gruppen dürfen wir in einer Art „Zusatz-Umwelt“ erkennen, die sie sich — wie ein künstliches Echo — selbst nicht aus unbedingter Notwendigkeit sondern in dem Bedürfnis schaffen, den Wirkungsbereich ihrer Tätigkeit zu verbreitern.

Bei diesen gewiß verwickelten, aber doch begreifbaren und nachweislichen Naturverhältnissen haben wir es zunächst mit dem „Triebleben“ zu tun, das seit wenigen Jahrzehnten wenigstens für die Tierwelt mit einiger Deutlichkeit beleuchtet und auch experimentell untersucht wurde. Eine die Erbtatsachen berücksichtigende *menschliche* Verhaltensforschung ist noch ein Zukunftsprogramm.

Immerhin läßt sich bereits sagen, daß die eilige Aussage einiger Theoretiker, „der“ Mensch sei infolge Instinktmangels genötigt, unablässig verstandesmäßig zwischen verschiedenen Verhaltensweisen zu „wählen“, sogar für die gewiß naturentfremdeten Zivilisationsmenschen an den Tatsachen vorbeiurteilt. In Wirklichkeit gilt für die Menschen wie für sonstige Lebewesen der treffende Satz des Verhaltensforschers Lorenz:

„In einer Unzahl von Fällen beantwortet ein Organismus eine bestimmte biologisch bedeutsame Reizsituation ohne jede vorgehende Erfahrung, ohne Versuch und Irrtum sofort in spezifischer und eindeutig der Art erhaltender sinnvoller Weise.“

Schon die landläufigen Beobachtungen des Bienenvolkes, eines Ameisenstaates, eines Termitenbaues legen den Gedan-

ken nahe, daß das zielstrebige Verhalten dieser abertausend kleiner Lebewesen nicht durch „Lehren und Lernen“ bewirkt ist, sondern daß die sichtbare Ordnung im scheinbaren Chaos sich instinktiv regelt. Die jahrelangen Beobachtungen der Verhaltensforscher haben auch für größere Tiere bestätigt, daß z. B. der Nestbau von Vögeln sich als „arteigene Triebhandlung“ vollzieht, die weder von den Eltern mitgeteilt noch von anderen Artgenossen abgesehen und sich trotz der Vielfalt der zum Gelingen des Baues nötigen Einzelmaßnahmen überhaupt nicht „einsichtig“ oder gar „überlegt“ vollzieht, ja auch angesichts entgegenstehender Umweltverhältnisse ganz schematisch unternommen oder wenigstens versucht wird. Der Fachmann definiert solche Handlungen dahingehend, daß sie „auf ererbten Bahnen beruhen“, während die verstandesmäßig dirigierten „auf individuell erworbenen Bahnen“ ablaufen (Lorenz a.a.O. Band I, Seite 70). In einfacher Sprache läßt sich sagen, daß in solchen Fällen der Instinkt als eine Art Verstand-Ersatz wirkt, denn die beobachteten Leistungen würden einen nicht unbeträchtlichen Intelligenzaufwand erfordern, wenn sie überlegt geschehen sollten.

Beim Menschen lehrt schon die Selbstbeobachtung, daß wir in unserem Verhalten oft einer „inneren Stimme“ folgen und uns ihrem Drängen manchmal geradezu „widerwillig“ beugen. Es mag sein, daß der Grad unserer Beeinflußbarkeit individuell verschieden, also ebenfalls ein Erbmerkmal ist, mit großer Bestimmtheit läßt sich sagen, daß das bei ausgeprägten Persönlichkeiten erkennbare „starke Wollen“ eine Art „Müssen“ ist, das zwar nicht immer in seiner Richtung, gewiß aber in seiner Intensität angeboren ist. Schwaches Wollen dagegen ist bei der Laune angesiedelt, vom stärkeren Willen anderer beeinflußbar, von hormonalen Vorgängen abhängig und insoferne ebenfalls ein geradezu körperliches, also genetisch gesteuertes Merkmal.

In Kenntnis und unter Berücksichtigung der Erbgesetze lassen sich sowohl die Trennungslinien als die gegenseitigen Abhängigkeiten zwischen unveränderlicher Erbsubstanz und fördernder oder hemmender Umwelt im Bereich des menschlichen Handelns bemessen:

Erstens: Was unser Wachstum, unser Reifen in der Jugend, unser späteres Altern, überhaupt unsere körperliche Gewandtheit betrifft, so mag die Umwelt und unser willentliches Verhalten beschleunigende oder hemmende Wirkung haben. Insbesondere können wir uns durch Fehlverhalten krank machen, andererseits mit einiger Mühe auch eingetretene Schäden mildern, ihre Auswirkungen abfangen, ernstlich hindern oder gar umkehren läßt sich keiner dieser Prozesse.

Zweitens: Unser Blutsystem und unser Gehirnvolumen können wir nicht ändern. Wir werden — wenn so veranlagt — sanguinisch, cholerisch oder melancholisch sein, ängstlich oder mutig, lernbefähigt oder einsichtbegrenzt. Ob wir freilich von unserer Lernbefähigung Gebrauch machen und in welcher Weise, das ist gewiß abhängig von dem, was um uns vorgeht. Die Natur gibt uns eine „Klaviatur" mit — ob sie jemals genutzt wird, ist eine andere Frage.

Dieses Problem führt zum nächsten: Veranlaßt uns eine „innere Antriebskraft" zur Nutzung dessen, was als Fähigkeit vorgegeben ist oder sind Verstand und Selbsterkenntnis ausschlaggebend?

Die „Skala der Möglichkeiten"

Ein ausgeglichenes Lebewesen entwickelt die Tendenz zur Selbstdarstellung — insofern ist unter normalen Umwelt-Bedingungen damit zu rechnen, daß Grundanlagen eines

Individuums triebhaft nach Entwicklung trachten. Die Verhältnisse sind klar unterscheidbar. Der Besitz eines Musikinstruments macht keinen Musikanten. Aber der musikalische Mensch drängt nach solchem Besitz — und ist er unerreichbar, so wird er mit primitivsten Mitteln die Tonfolgen produzieren, die er von sich geben will (oder muß!).

Die angeborene „*Skala der Möglichkeiten*" und die ebenso angeborene *Intensität des Antriebs zu ihrer Wahrnehmung* dürfen wir getrost an der Spitze notieren, wenn wir feststellen wollen, von welchen Merkmalen das Verhalten und Handeln eines Menschen bestimmt wird. Die Umwelt steuert „auslösende" Ereignisse oder auch einengende Zwangsverhältnisse bei, unter denen beide Bereiche — der der „Begabung" und der des „Antriebs" — auf die Probe gestellt werden. Und es gibt Menschen, die eine ihnen gemäße „Zusatz-Umwelt" suchen, oder gar: sie sich schaffen!

Alle diese Erwägungen verdeutlichen, daß „angeborene Verhaltensweisen" bei den Menschen keine geringere Rolle spielen als beim Tier, dessen „Instinkte" bis zum „typischen Umgang mit seinen Artgenossen" — also sein soziales Verhalten — sorgfältig untersucht und weitgehend geklärt wurden.

Bleibt die Frage nach dem Verstand und dem damit verbundenen freien Teil des menschlichen Willens; denn der *Trieb*wille ist — worüber es keinen Zweifel mehr gibt — erblich bedingt, also zumindest in seiner Stärke, wenn nicht sogar in seiner Richtung von der Stunde der Zeugung an festgelegt.

Ein von der Wissenschaft aufgeworfenes Problem sei nur am Rande erwähnt, obwohl es bei der Beurteilung der Menschensituation ebenfalls nicht unbeachtlich ist: Die Verhaltensforscher fassen alle Arten nicht-instinktiven, also in seinem zwangsläufigen Ablauf nicht angeborenen, Verhaltens unter dem Sammelbegriff „Zweckverhalten" zusammen, ohne Rücksicht darauf ob das mit bewußter Absicht verbundene

Handeln eines Lebewesens „andressiert“ oder „einsichtig“ geschieht.

Die „Dressur“ spielt nicht nur im Tierbereich, sondern auch bei den Menschen eine gewiß beträchtlichere Rolle, als man gemeinhin annimmt. Die Gehirntätigkeit wird nicht nur vom Wirken der Triebe sondern auch von allen Arten der Gewöhnung beherrscht, bei der zwar meist das Wort „Drill“ vermieden wird, obwohl es ehrlicherweise angewandt werden müßte. Nach welchen anderen Gesichtspunkten als dem des „Drills“ ist z. B. die Teilnahme intelligenter Europäer an der „Mode“ — von der Kleidung bis zum literarischen Geschmack — zu begreifen und zwar nicht erst im 20. Jahrhundert?! Einsichtiges Verhalten? Freier Wille?

Dennoch ist die Einbeziehung der „Dressur“ in den Bereich des „Zweckverhaltens“ seitens der Verhaltensforscher gut begründet. Denn sowohl die „Dressurfähigkeit“ als die „Dressurbereitschaft“ setzen im Ausgangspunkt bereits eine gewisse „Intelligenz“ voraus — es geht also nur um graduelle Unterschiede.

Solche Hinweise zeigen erneut die begrenzte Stellung des „freien“ Willens — denn das angedeutete Mißverhältnis läßt sich in bewußter einsichtiger Selbstkontrolle zwar in seiner Auswirkung mildern, aber auch mit starker Willensanstrengung nicht völlig aufheben.

Kritische Beobachtung führt zwangsläufig zu dem Schluß, daß der „freie“ Wille eine Spiegelung der Intelligenz ist: Er mag uns instand setzen, ein Problem von vielerlei Seiten zu beurteilen, das „pro“ und „contra“ einer Sache von den verschiedensten Standpunkten aus abzuwägen. Wenn allerdings der Punkt der Entscheidung erreicht ist und unser Verstand bindend Stellung zu nehmen hat, dann setzt wieder die Wirkung jener Unwägbarkeiten ein, die wir „Instinkt“ genannt haben, die vielleicht auch nur vom „Temperament“ her bestimmt sind. Ein amerikanischer Biologe sagt dazu ganz

kraß: „Auch wer ‚rational' zu sein glaubt, führt ein Leben, das in seinen entscheidenden Aspekten von Mythen beherrscht wird" (Hardin a.a.O. Seite 232).

Und diese in uns wirkenden „Mythen" werden von Generation zu Generation vererbt. Ja sogar das „Gesamttempo" aller unserer Lebensäußerungen, unserer „Auffassungsgabe und Verarbeitung", unserer „Erregbarkeit", unserer „Entwicklungsfähigkeit", unserer „motorischen Form" — alles das hat ein bedeutender Anthropologe der Gegenwart in Bausch und Bogen mit guten Gründen als „vererblich" erklärt (Gehlen a.a.O. Seite 378).

Was die moderne Naturwissenschaft über die Erblichkeit geistig-seelischer Verhaltensweisen nüchtern feststellt, hat der griechische Dichter Homer bereits vor etwa 3000 Jahren in seiner Odyssee gekennzeichnet, als er der Pallas Athene die folgende Ansprache an Telemachos in den Mund legt und tapferes Verhalten geradezu als Abstammungsbeweis fordert:

„Jüngling, du mußt dich hinfort nicht feige betragen und töricht
Hast du von deinem Vater die hohe Seele geerbt,
bist du, wie jener einst, gewaltig in Taten und Worten,
dann wird keiner die Reise dir hindern oder vereiteln,
aber bist du nicht sein Samen und Penelopeiens,
dann verzweifl' ich, du wirst niemals dein Beginnen vollenden."

Gehlen, der dieses Zitat bringt (a.a.O. Seite 375), meint dazu nachdenklich, Homer habe die Erblichkeit der Eigenschaften „sogar so weit vorausgesetzt, daß geradezu geschlossen wird: Hast Du nicht die hohe Seele des Odysseus, so kannst Du nicht sein Sohn sein".

*

Zurück zur nüchternen Tatsachenerörterung:

Was vererbt ist, wird nicht nur weiter vererbt, es bleibt auch lebenszeitlich das Gesetz des Individuums. Man hat bereits Intelligenz-Tests für Säuglinge einwickelt und sie am

späteren Verlauf beim Schulbesuch bestätigt gefunden! Ein deutscher Professor freilich, der ein ganzes Buch über die „Dummheit“ geschrieben hat, ging davon aus, *alle* Menschen würden „dumm geboren“, es käme nur darauf an, „wieviel wir dazulernen“. Das ist keine kluge Bemerkung über die Dummheit, die hier mit „Nicht-Wissen“ verwechselt wird. In Wirklichkeit steht fest, daß Intelligenz uns befähigt, Naturtatsachen zu erkennen und daß nur Beschränktheit uns veranlassen kann, dieses Wissen unbeachtet zu lassen.

*

Im Gegensatz zu solchen oberflächlichen Fehlurteilen ist neuerdings von Volkswirtschaftlern immerhin eine „komparative Ergiebigkeit der Talente“ entdeckt und die Kritik gewagt worden, daß derzeit „einfache Grundüberlegungen ignoriert oder jedenfalls in ihrer Bedeutung nicht voll wahrgenommen“ werden. Man müsse einsehen,

„daß der Mensch mit dem Pfunde wuchern soll, das ihm das Schicksal in den Schoß gelegt hat, oder, umgekehrt ausgedrückt, daß es ziemlich töricht wäre, Opernsänger werden zu wollen, wenn man keine Stimme hat, oder Zahnarzt, wenn man keine ruhige Hand hat.“

Die volks- und betriebswirtschaftliche Lehre von den „komparativen Kosten“ stelle sich auf den *Menschen* im Unternehmen bezogen als „Theorie der komparativen Ergiebigkeit der Talente“ dar. Jürgen Eick* schrieb dazu:

„Man mag mit Goethe hoffen, daß sich der Mensch in seinem dunklen Drang des rechten Weges wohl bewußt sei. Aber diese Hoffnung trügt. Es gibt zu viele Verirrte, die trotz eifrigen Mühens den rechten beruflichen Weg nicht gefunden haben. Die Forderung des ‚Erkenne Dich selbst‘ steht unter den Tugenden der alten Griechen obenan. Mit Recht, nichts ist schwerer.“

---

* „Frankfurter Allgemeine Zeitung“, 5. 2. 1971.

Der erste und vielleicht wichtigste Schritt zu dieser Selbstbeobachtung wird dort getan, wo die zwingende Bedeutung solcher Erkenntnis eingesehen und begriffen wird!

Um es nochmals zu sagen:

Die Menschen leben ihr Leben auf vorgezeichneter Bahn, es ist ihnen nicht gegeben, in ihrer körperlichen und geistigen Struktur „andere“ zu sein oder zu werden, als sie sind.

Ihr Reichtum liegt — verborgen oder gehoben — von der Stunde der Zeugung bis zu der des Todes *in* ihnen, ihre *Art* bleibt ihr Merkmal, ihr *Wesen* bestimmt ihr Schicksal.

*

Die in grober Skizze, aber in solider Bemühung gezeichneten Tatsachen über die Erbgewißheit aller Lebewesen führen zu einem weiteren Fragenkreis, der sich um die offenkundige *Vielfalt* der Natur- und Menschenwelt gruppiert.

Es fällt auf, daß unser Wissen über die *nicht*organische Welt und die physikalischen Vorgänge beträchtlich lückenloser ist, als das über die organischen. Moderne Physiker haben bereits Apparate konstruiert, die durch das Weltall reisen und auf dem Mond landen können, aber auch nur eine zuverlässige Erklärung über die Entstehung des Lebens auf unserem eigenen Erdball gibt es trotz aller Versuche, im Laboratorium „Leben“ zu erzeugen, nach wie vor nicht.

Rückblickende Untersuchungen, die man auf Gesteinsvergleiche gründet, haben zur Annahme geführt, daß die ältesten Lebensspuren bis mindestens 2700 Millionen Jahre zurückgehen. Die frühesten Fossilien freilich, die man bisher entdeckte, lassen nur auf ein Alter von etwa 600 Millionen Jahre schätzen. Man weiß, daß es — im Gegensatz zu gelegentlich leidenschaftlich vertretenen anderslautenden Meinungen — keine rekonstruierbare „Urzeugung“ gibt; man weiß auch, daß die Pflanzenwelt älter ist als die Tierwelt und daß

die Formen des Lebendigen sich nicht zueinander sondern auseinander entwickeln. Nachdenklichen Forschern ist überdies klar geworden, daß zwischen anorganischen und organischen Substanzen ganz grundlegende Verschiedenheiten bestehen, die mit der Spezialisierung der Lebewesen immer deutlicher und zwingender hervortreten. Die tote Materie ist eine Vielfalt von Teilen, deren jeder für sich besteht; im lebenden Organismus dagegen ist jeder Teil mit einem Ganzen nicht nur verbunden, sondern auch von ihm abhängig!

„Die Entwicklung des Teiles hängt immer von seiner Lage im Ganzen ab und vom Einfluß des Ganzen auf die Teile" (Muckermann a.a.O. Seite 103).

Schließlich gibt es — wie erwähnt — heute Gewißheit darüber, daß fortpflanzungsfähige Gestaltänderungen nur durch Mutation von Genen denkbar sind. Und daß diese selbst für jedes Lebewesen eine vieltausendfache Steuerung von Mechanismen bedeuten. Aber nicht einmal in der Theorie kann erklärt werden, wie aus der anorganischen die organische Welt wurde. Nur deutungsweise werden die „Sprünge" geahnt, die in der Entwicklung stattgefunden haben müssen: von der Pflanze zum wasserlebenden, vom wasserlebenden zum erdbewohnenden Tier. Für die Entwicklung vom frühen ein- und mehrzelligen Lebewesen bis zu der bereits vielgestaltigen und in 700 Arten ausgeprägten sog. kambrischen Fauna, d. h. der Tierwelt der frühest feststellbaren Zwischeneiszeit sind bisher keine Fundbelege erbracht worden. Und unmittelbar neben den Nachweisen längst vergangener Organismen finden sich solche, deren Formen sich über Tausende von Generationen *unverändert* erhalten haben.

Wo immer wir in die — im Vergleich zum bereits nahezu überschaubaren Bereich der Physik — geradezu milliardäre Vielfalt der biologischen Wirklichkeiten einzublicken versuchen, wird uns deutlich, daß nur Teilbereiche begriffen

werden können und diese nur dann, wenn wir bereit sind, die Tatsachen schlicht zu untersuchen und sie *so* wie wir sie vorfinden, philosophisch als „richtig“ und theologisch als „gottgewollt“ anzuerkennen.

Nur mit solcher Grundeinstellung läßt sich Verständiges über die Entwicklungsgeschichte der Menschen ermitteln und eine brauchbare Gegenwartsbilanz ziehen.

Realistische Menschheitsgeschichte: getrennte Entwicklung

Für den in dieser Studie unternommenen Ausblick sind zwei Kenntnisbereiche von Interesse und Bedeutung:

Einerseits die Entwicklungsmerkmale, die die Menschen von den Tieren abgetrennt haben und andererseits die Ansätze und das Ausmaß der eingetretenen Menschendifferenzierung, also die Ausprägung der erblichen Unterschiede, wie sie beim „homo sapiens“ so sichtbar und spürbar in Erscheinung treten.

Auch bei der Suche nach Antworten auf diese Fragen werden wir im Auge behalten, was heute über die Erbverhältnisse bekannt ist und gewußt wird. Interessant und wichtig sind nicht Kreuzungen und Mischungen, weil sie nach dem Mendelschen Gesetz keine echten Neubildungen bezeichnen, sondern nur solche Entwicklungsvorgänge, die wir wohl am besten als „*mutative* Absonderungen“ bezeichnen.

Diese dauerwirksamen Absonderungen von einem (in der Regel primitiveren) Ausgangsstamm muß aus der Riesensumme der Erbmerkmale eines Organismus nicht sehr viele umfassen; zahllose Eigenschaften mögen gleichbleiben, aber wenn einige *wichtige* mutieren und damit neue Vererbungstatsachen schaffen, so ist eine ernsthafte „Absonderung“ bereits geschehen.

Wir kennen alle die — von den Erbforschern inzwischen längst verworfene — Formel von der „Abstammung des Menschen vom Affen“. Eine ganze Reihe von Erbanlagen sind in der Tat so übereinstimmend, daß es z. B. gelungen ist die Niere eines Schimpansen operativ auf Menschen zu übertragen und wenigstens einige Wochen lang zum Funktionieren zu bringen. Mehr dem Anekdotischen gehört die Tatsache an, daß Schimpansen sogar künstlerische Leistungen vollbringen — sie sind, wenn man sie mit den nötigen Utensilien ausstattet, zu Klex- und Fleckenmalereien fähig, die sich nur wenig von den Leistungen derzeit „moderner“ Kunst unterscheiden.

Es gibt freilich überzeugende Tatsachen, die zwischen voll entwickelten Affen und den primitivsten Menschen eine unübersehbare Kluft bezeichnen und es ist auch sicher, daß keine noch heute lebende Tiergattung als direkter Vorfahr des Menschen gelten kann:

„Der Mensch stammt von einem Australopithecum oder einem einfachen Hominiden ab. Diese Tiere sind verschwunden. Der Mensch hat mit ihnen noch bis zu ihrem Aussterben konkurriert ... Affen haben während 35 Millionen Jahren keinen Ansatz gemacht, die Hominiden nachzuahmen.“*

Das tiefstgreifende und früheste „menschliche“ Merkmal war sicherlich der aufrechte Gang. Er hat eine ganze Serie beträchtlicher Erbänderungen zur Voraussetzung und es ist anzunehmen, daß diese Merkmale sich schon sehr früh von einem gemeinsamen Stamm, aus dem in späterer Folge auch die Pongiden (Affen) herausmutiert sind, abgesondert haben.

Nur Menschen gehen aufrecht, ihr Skelett stimmt im wesentlichen überein, der auf Schritt eingerichtete Fuß gilt den Biologen als das „allermenschlichste Kennzeichen“, nur sie sind mit entsprechenden Muskelpaketen ausgerüstet, haben Gesäß und Waden.

* William Howells: Die Ahnen der Menschheit, Zürich 1963, Seite 501.

Da zwischen Baumleben und Bodengang, zwischen vierbeiniger oder schwingender Fortbewegung einerseits und aufrechtem, umsichblickendem Gehen andererseits ein profunder Unterschied besteht sind Zwischenformen kaum denkbar:

„Unsere Fortbewegung duldet ... keine halben Maßnahmen" (Hardin a.a.O. Seite 164).

Es muß ein enormer „Mutationssprung" gewesen sein, der in diesem Stadium und in gleicher Richtung wohl kaum mehrfach eingetreten ist; der Schluß liegt nahe, daß die biblische Vorstellung von *einem* Stammelternpaar aller seither aufrecht gehenden Lebewesen auch erbbiologisch als wahrscheinlich anzunehmen ist. Freilich gibt es auch wissenschaftliche Urteile, die daran zweifeln und gleichlaufende Entwicklungen annehmen, wie sich ja auch die anatomisch dem Menschen am nächsten stehenden Affen in Afrika (Gorilla und Schimpanse) und in Südostasien (Orang und Gibbon) getrennt entwickelt haben. Insbesondere liegt es nahe, für den sog. Australneger eine Zweigentwicklung anzunehmen. Wie auch immer diese Deutungen lauten bzw. sich durch Funde präzisieren werden — im Kern verlegen sie den Zusammenlauf der Zweige bzw. der mutativen Absonderung zeitlich nur zurück, ohne ihn ganz aufzuheben. Soviel ist jedenfalls sicher: Daß die früher vermutete *einfache* Stufenentwicklung „der" Menschheit mit den historischen Tatsachen nicht übereinstimmt, sondern von Stufe zu Stufe immer mehr Sonderentwicklungen stattgefunden haben.

Außer dem aufrechten Gang gibt es nur einige wenige weitere — allerdings wichtige — Merkmale, die alle Menschen übereinstimmend besitzen und die allen Tieren übereinstimmend fehlen, die also auf eine gemeinsame Urmenschenform schließen lassen: Hierher gehört die Tatsache der späten Reifung der Menschen (sie kommen alle als „Frühgeburt" zur Welt und brauchen viele Jahre zur Geschlechtsreife — im letzten Punkt treten zwar Differenzen auf, aber die

Ausgangstatsache ist eine allgemein-menschliche Erscheinung); auch die Reduktion des Haarkleides gehört in diesen Beobachtungsbereich. Ebenso gibt es hinsichtlich der Sinne wenig Unterschiede; alle Menschen — soweit sie gesund sind — sehen, hören, tasten usw. in etwa gleicher Intensität. In diesen Eigenschaften fehlt allerdings die sonst so deutliche Trennlinie zwischen dem Menschen zur höher entwickelten Tierwelt.

Vorformen eines Menschen haben vermutlich hunderttausende von Jahren in irgendwelchen Erdgegenden gehaust bis neue mutative Sprünge sowohl zur „Cerebralisierung" d. h. der Gehirnausbildung (Vergrößerung der Gehirnmasse, Differenzierung der Feinstruktur) der Frühmenschen, geführt haben!

„Wir wissen nicht, warum das Hirn des Menschen seine gewaltige Vergrößerung und weitere Differenzierung erfahren hat, auf der sich das begriffliche Denken und die gesamte geistige Weiterentwicklung des Menschen aufbaut" (Lorenz a.a.O. Band II Seite 246).

In diesem Stadium treten freilich heute nicht unbeträchtliche Differenzen sowohl in vorgeschichtlichen Fundurkunden als auch im Gegenwartsvergleich auf. Die Innenkapazität des Gehirnteils beträgt beim heutigen großen Menschenaffen etwa 500 Kubikzentimeter; beim sog. Javamenschen (den man auf etwa 150000 Jahre zurückdatiert) war sie etwa 850 Kubikzentimeter, beim europäischen Jetztmenschen ist sie mit 1450 Kubikzentimeter errechnet worden. Andere Menschenarten haben abweichende Gehirninhalte, wobei es klar ist, daß die Intelligenzleistung nicht nur vom Umfang der Gehirninhalte sondern auch von der Ausprägung der Gehirnwindungen, auch von Blutfaktoren usw. bestimmt wird.

Sicher ist nur, daß bei *allen* aufrechtgehenden Lebewesen, also den Menschen, eine „Cerebralisierung" — wenn auch

unterschiedlichen Ausmaßes — durch Mutation, also vererblich stattgefunden hat und daß durch sie das zweitwichtigste Menschenmerkmal wenn nicht bewirkt so doch ermöglicht wurde: *die sprachliche Verständigung*. Sie hat auch nur Sinn wenn gleichzeitig Erinnerungsvermögen oder eine gewisse Urteilskraft veranlagt sind.

Hier freilich wurden — im Gegensatz zur körperlichen Aufrichtung — schon sehr frühzeitig weitgehende Unterschiede angelegt, was für die These einer unterschiedlichen Cerebralisierung spricht. Denn es ist anzunehmen, daß sowohl die klangliche als die geistige Gestaltung von Sprache und Sprachschatz eine Intelligenzleistung darstellt und von der Gehirnstruktur stark beeinflußt wird.

Wir haben mit diesen entwicklungsgeschichtlichen Hinweisen auf die frühen Stadien der mutativen Absonderung des Menschen vom Tier gleichzeitig auch die ersten Schritte der mutativen Aufsplitterung der Menschen untereinander erfaßt, wobei die Frage offenbleibt, ob die eingetretene Differenzierung im Prozeß der Gehirnentwicklung zeitlich *vor* oder *mit* oder *nach* der Aufspaltung in die heutigen menschlichen Großrassen anzusetzen ist (vgl. dazu Seite 81 ff.).

*

Hier nützt uns eine kurze allgemeine Einschaltung zu dem nun anstehenden Thema der „getrennten Entwicklung“: Für die modernen Naturbeobachter bieten die inselartig abgetrennten Länder Australien, Neuseeland, auch Madagaskar Forschungsgebiete von besonderem Reiz.

In Neuseeland z. B. hat man festgestellt, daß es dort überhaupt keine Säugetiere gab, bis die Maoris vor zwölf Jahrhunderten und im 18. Jahrhundert weiße Einwanderer solche Tiergattungen einführten. Einheimisch waren außer Vögeln, Insekten usw. nur eine Eidechsenart, von der man weiß,

daß sie älter ist, als die auf der ganzen Welt längst ausgestorbenen Dinosaurier. Diese wiederum haben, wie uns von den Fachleuten versichert wird, an die hundert Millionen Jahre auf der Erde ihr Regiment geführt, um dann völlig auszusterben.

Die australische Fauna wiederum ist von Beuteltieren gekennzeichnet, die es sonst nirgends gibt. Ähnlich hat man auf der Insel St. Helena und auf Madagaskar eine Tier- und Pflanzenwelt, die sich deutlich von der uns sonst bekannten unterscheidet.

Auch aus dem Munde einheitsgläubiger Professoren kann man angesichts dieser Tatsachen das Zugeständnis vernehmen, daß Säugetiere *mehrfach* aus säugetier-ähnlichen Reptilien hervorgegangen seien. Daß dabei große geologische Änderungen, wie die Abtrennung des gesamtamerikanischen Kontinents vom europäisch-asiatischen Festlandsblock und wiederum die Auseinandertrennung Nord- und Südamerikas eine Rolle spielten, ist offenkundig. Auch dieses ferne Geschehen hat bereits in der Tierwelt eine trennende Wirkung gehabt und hinterlassen.

*

Es ist nun die bereits erwähnte Frage zu erörtern, wie es zur *erbkonstanten* Aufgliederung der Menschenwesen in Richtung auf die heutige Weltsituation gekommen ist.

Wir haben in der Differenzierung einiger Schädeleinzelheiten und geringfügiger Abweichungen der Gehirngrößen bereits einen Hinweis erkannt, daß die Aufgliederung der drei Großrassen, von denen heute noch die genetische Weltwirklichkeit bezeichnet wird (Europide, Mongolide, Negride) bereits im Zuge der „Cerebralisierung“ erfolgt ist.

Daß dabei das erdgeschichtliche Phänomen der Eiszeiten, deren frühest feststellbare vor einer Million Jahren anzu-

setzen ist und die jüngste erst vor etwa 12000 Jahren zu Ende ging, eine bedeutende Rolle gespielt hat, ist sicher. Natürlich haben diese tiefgreifenden Geschehnisse mit der gesamten Pflanzen- und Tierwelt auch die Menschenstämme nicht nur zu Bewegungen gedrängt, sondern auch auslesend und richtungsbestimmend gewirkt. Es läßt sich denken, daß allein schon der Zwang der klimatischen Verhältnisse Grobsortierungen veranlaßt hat: „umweltaktive", furchtlose und tatbereite Menschengruppen haben den Elementen nachhaltiger getrotzt, die Passiveren sind ausgewichen, was freilich wiederum eine gewisse Leistung war. Jedenfalls haben sich Isolierungen ergeben und wenn der deutsche Professor von Eickstädt recht hat, dann waren es die Bereiche westlich, südlich und östlich um den Gebirgsstock der Himalaya-Kette, an denen sich diese frühen Sondierungen biogeographisch vollzogen haben, jedenfalls für die Ur-Europiden, Ur-Negriden und Ur-Mongoliden. Diese genetische Dreigliederung entspricht jedenfalls der Gliederung der euroasiatisch-afrikanischen Landmasse während der Eiszeit. Für die Mongoliden hat noch Linné eine eigene Bezeichnung gewählt. Er sprach in seiner Klassifikation von „homo sapiens asiaticus".

Es ist nicht nötig, hier die Einzelheiten der Frühmenschenfunde zu besprechen, die in jedem Fachbuch dargelegt sind — für uns von Bedeutung ist nur, daß die heutige Großrassen-Differenzierung ab dem Ende der letzten (der „Würm"-) Eiszeit nach dem Skelettmaterial zweifelsfrei und ausgeprägt nachgewiesen ist — in manchen Einzelheiten schon wesentlich früher.

Was den europäischen Raum betrifft, so datiert die Vorgeschichtswissenschaft die Einwanderung einer neuen Menschenart, die sich mit dem primitiven „Neandertaler" nicht vermischte, sondern ihn verdrängte, ja vielleicht niederkämpfte, in die Zeit um 35000 vor Christus.

Die Cro-Magnon-Leute, die auch eine eigene Kultur mit sich brachten, dürfen weitgehend als die direkten Vorfahren der heutigen europäischen Völker und des „weißen Mannes" überhaupt gelten — mit der wohl einzigen Ausnahme der „Ainu", die als flüchtender Rest vor der sie überflutenden mongoloiden Menschenart in die Berge Japans verschlagen wurden und sich bis heute dort hielten.

*

Als gesichertes Wissen vom Menschen sei knapp zusammengefaßt:

Die Differenzierung des Urmenschentums während der langen Periode der Eiszeiten wurde von *Mutationen* begleitet und bewirkt; der weiße, gelbe und schwarze Mann sind keine genetischen *Misch*produkte (sonst würden sie noch „mendeln" d. h. in ihrem Erscheinungsbild immer wieder Urmenschen hervortreten lassen), sondern jeder für sich ist ein Mensch „sui generis" — eigener Art, und das seit Zeiten, die weit vor die frühesten Zeugnisse menschlicher „Geschichte" zurückreichen.

Und: Die eingetretenen Erbänderungen haben natürlich nicht nur körperliche Merkmale erfaßt; unter den mindestens 50000 Genen, die das Werden jedes Menschen steuern, haben nicht nur die Gene für Hautfarbe, Haarwuchs und ähnlich Äußerliches mutiert; die Vorgänge, die das biologische Auseinanderstreben der Alt-Menschheit zur heutigen Völkervielfalt kennzeichnen, haben vor den geistig-seelischen Bereichen nicht haltgemacht, die in Hirn und Blut determiniert sind und das Denken und Handeln der Menschen bestimmen.

Seit Jahrzehn- wenn nicht Jahrhunderttausenden sind die Menschen ungleich, so profund ungleich wie Tannen-, Palmen- und Eichenwald. Sie können auch nicht mehr gleich

werden, denn die Natur strebt nicht zusammen, sondern auseinander; ihr Entwicklungsgesetz ist die Differenzierung!

Die Kategorien der — sagen wir es ruhig — gottgewollten Ungleichheit zu erfassen und, statt sie zu leugnen, sie zu begreifen, mit Rücksicht auf sie in der Gegenwart zu handeln und für morgen vorauszudenken: das wird in dieser Schrift als „Biopolitik" verstanden.

Gesichertes Wissen II: Die Völker und ihr Zusammenhalt

Die Großrassen

Wer den „programmierten“ Verlauf des Lebens erkannt hat und in seinen Urteilen über das Weltgeschehen berücksichtigt, dem ist der Ariadne-Faden in die Hand gegeben, um einen Weg aus dem Irrgarten des Begriffschaos zu finden, das im 20. Jahrhundert um die Worte „Rasse“ und „Volk“ entstanden ist.

Unsere Vorväter, die fast ohne Hilfe der Wissenschaft nur mit offenem Auge und Ohr, mit ihrem „gesunden Menschenverstand“ in die Welt ausgeblickt haben, waren sich nicht im Zweifel; unter „Rasse“ begriffen sie ganz einfach die deutlich sichtbare Gliederung der Menschheit in weiß-, gelb- und schwarzhäutige Typen. Einigen Sonderformen, wie etwa den Indianern Nordamerikas gaben sie ohne viel Umstände ebenfalls den Titel einer „Rasse“, sprachen von den „Rothäuten“ u. ä. Aber schon hier wie bei den in unseren Lebensbereichen häufiger auftretenden Fremdgruppen, wie etwa den Juden, mischten sich die Ausdrücke; hier ging der „Rasse“- in den „Volks“- und „Nations“-Begriff über, der sonst auf Menschen gleicher Muttersprache angewandt wurde. Dialektgruppen galten einst und gelten heute noch als „Stamm“.

Eine Verwirrung der einst noch klaren Begriffe hatte schon in den Regierungskanzleien des europäischen Spätmittelalters ihren Anfang genommen: Da sollten nun alle diejenigen Einwohner als „Nation“ gelten, die innerhalb gewisser

Staatsgrenzen ansässig waren — derart sortiert durch den Zufall von Kriegsgeschehnissen oder Fürstenheiraten. Das aus dem Lateinischen (nasci — geboren werden) stammende Wort „Nation" zielte freilich nicht auf wechselhafte Zugehörigkeiten zur Klientel eines Steuereinnehmers, sondern auf eine im Lebenslauf des Menschen unveränderbare Abstammung.

Mittlerweile haben auch die Biologen in das Wort-Spiel eingegriffen, ohne es mit Klarstellungen zu beenden. Der schon mehrfach erwähnte britische Professor Darlington benennt — je nach Klassifizierung — als Deutungen: „Drei, vier, zehn, zwanzig oder sechzig *Rassen*". Es ist offenkundig, daß auch dabei mit verschiedenen Maßstäben gemessen wird.

Für unsere Zwecke — zum Urteil über die in der Gegenwart zur Entscheidung anstehenden Menschheitsfragen — ist es ebenso erlaubt wie nötig, einfache und übersichtliche Einteilungen zu treffen.

Die Logik der Tatsachen hilft bei diesem Beginnen: wenn dauerhafte Veränderungen in den Lebensprogrammen von Pflanzen, Tieren und Menschen nur durch „Mutationen" bewirkt werden, dann ist doch jedenfalls eine Abweichung von bisherigen Formen dort eingetreten, wo eine solche nicht nur *sichtbar* stattgefunden hat sondern auch *dauerhaft* weiterwirkt. Im Weltmaßstab haben wir es also zweifelsfrei zunächst mit den heute unverkennbar existierenden Großrassen — eben jenen, die schon unsere Vorväter kannten — zu tun: Mit den „Weißen" oder „Europiden", den „Schwarzen" — den „Negriden" — und den „Mongoliden".

Daß schon in diesen Großrassen, die sich bereits vor etwa einer halben Million Jahren getrennt haben, d. h. auseinandermutiert sind*, die unterschiedlichsten Erbmerkmale nicht *nur* die Hautfarbe betreffen, darüber sind sich die

* C. D. Darlington: The Evolution of Man and Society, London 1969, Seite 44.

Biologen — bei allen sonstigen Meinungsverschiedenheiten — einig geblieben. Das Beweismaterial spricht eine deutliche Sprache. Es handelt sich nicht nur um die wie die Hautfarbe sichtbaren Merkmale (z. B. Haarfarbe und -form, Nasen-, Augenlid- und Zahnstruktur, Geruchs- und Geschmackseigentümlichkeiten) sondern auch um weitere unschwer meßbare Werte wie Blutgruppen und Blutfaktoren. Hier — so wird uns versichert — ist bereits heute „eine Gen-Analyse wirklich gelungen" (Schwidetzky a.a.O. Seite 3). Bemerkenswert ist, daß sich bei der Blutgruppenforschung — ein Wissensgebiet, das für den Hormonhaushalt, also auch für die geistig-seelischen Merkmale aufschlußreich ist — die „Großrassen", von denen wir der Vereinfachung willen weiterhin sprechen wollen, deutlich trennen lassen, wobei die sog. Australiden, also die Ureinwohner Australiens, noch eine offenkundige und besonders gekennzeichnete Sonderstellung einnehmen.

Dieser Umstand, der sich auch in der Tier- und Pflanzenwelt jenes fernen Kontinents manifestiert, weist darauf hin, wie wichtig für die Menschheitsentwicklung die geographischen Verhältnisse gewesen sind. Offenkundig haben sich die sog. Australneger noch *früher* von den Vorzeitmenschen abgesondert, wie ja auch die Dreiteilung der Großrassen sich gewiß nicht in *einem* Vorgang vollzogen hat.

Unsere Vorstellung von der Menschheitsentwicklung wird deutlich, wenn wir uns die Zeitschätzungen vor Augen halten, in denen die Wissenschaft einigermaßen übereinstimmt: *Vor*menschen d. h. menschenähnliche Tiere vor der Neuprogrammierung durch mutative Veränderung der Gehirnstruktur sollen bereits vor „vielen Millionen Jahren" gelebt haben. Auf „weniger als eine Million Jahre" wird die Existenz „echter" Menschen zurückdatiert*. Sie scheinen in

* Howells a.a.O. Seite 192.

einem ziemlich einheitlichen Typus an die 500000 Jahre gelebt zu haben bevor die Gliederung in die uns bekannten Großrassen erfolgte.

Eine weitere einigermaßen zuverlässige Zeitangabe erfahren wir freilich erst ab rund 35000 Jahre vor unserer Zeit: etwa von da ab datiert der oft erwähnte „Steinzeitmensch". Von ihm haben wir deutliche Vorstellungen, denn in einigen Bereichen unserer heutigen Erde lebt er noch unverändert in den Erscheinungsformen und Lebensgewohnheiten wie damals. Heutige „Steinzeitmenschen" sind nicht nur unter den Ureinwohnern Australiens sondern auch bei den Buschmännern in Südafrika und den sog. Negritos zu finden, den kleinwüchsigen Urnegern (sog. Pygmäen) wie sie in Rückzugsgebieten in Indien, auf der malayischen Halbinsel, auf den Philippinen und in Neu-Guinea angetroffen werden. Obwohl auch sie unzweifelhaft der Gattung „homo sapiens" angehören, wußten die Negritos auf der letztgenannten Insel noch nichts vom Meer, als man sie aufstöberte ...!

Beide sind sie Menschen: Der Pygmäe, der nie wissen wollte oder nie zu erkunden wagte, was hinter den Bergen zu erfahren wäre — und der europäische oder amerikanische Professor, der von fernen Kontinenten aufgebrochen war, um herauszubringen, welche Völkerschaften in der Inselwelt Polynesiens anzutreffen sind!

Dieser Hinweis mag für unsere Begriffsbildung genügen. Er verdeutlicht, wie sehr im Laufe von einigen Jahrtausenden Mensch und Mensch sich *auseinander* entwickelt haben.

*

Obwohl man gemeinhin behauptet, schwarze Völker seien „jung" und hätten Entwicklungszeit *nach*zuholen, um es den „Industrienationen" gleichzutun, besagen die menschheitsgeschichtlichen Befunde das Gegenteil: die Großrasse der

Negroiden ist *älter* als die der Europiden und Mongoliden. An Skelettfunden im heutigen europäischen Raum glaubt man, negroide Merkmale festgestellt zu haben. Das wäre unschwer erklärbar: da wir im Australneger wie in den Pygmäen Frühformen des Menschen vor uns haben, ist es biogeschichtlich begreiflich, daß alle anderen Menschenformen sich später abgesondert haben, also zeitlich „jünger" sind.

So mag es im europäischen Raum zugegangen sein: Von den hier siedelnden Negroiden haben sich die Europiden zunächst dadurch abgesondert, daß sie hier blieben, obwohl es durch Eiszeiteinbrüche kälter wurde, während die Masse der damaligen Menschheit sich Richtung Äquator zurückzog, wo die Überlebens-Chance größer war.

Die Vorstellung von „jung" und „alt" ist allerdings zwar für das einzelne Lebewesen zutreffend, sie stimmt aber nicht in gleicher Weise für die Lebensfortsetzung durch die Keimzellen. Diese bleiben — solange nicht einzelne Gene mutieren — bekanntlich unverändert. Nur so erklärt sich das gleichzeitige Vorhandensein von „Steinzeitmenschen" mit „Jetztzeitmenschen" wie auch die Existenz von tierischen und pflanzlichen Lebewesen in genau den gleichen Erscheinungsformen, wie wir sie in Jahrzehntausenden alten Versteinerungen antreffen, — obwohl die Individuen alt werden und sterben: die *Art* altert nicht!

In der ganzen belebten Natur gibt es nur einen *wirklichen* Tod: Den Abbruch der Fortpflanzung, das Aussterben der Keimzellen. Erst wenn der letzte Pygmäe dem Einbruch der „Zivilisation" zum Opfer gefallen sein wird (das kann auch durch Krankheitskeime geschehen, gegen die diese Menschengruppe nicht mit Abwehrstoffen ausgestattet ist) — erst dann wird dieser Menschentypus vergangen sein. Es wird ihn dann auch nie wieder geben ...

Zu dieser sehr ernstzunehmenden Feststellung, die für unsere Untersuchung von großer Bedeutung ist, gilt auch der

Gegenbeweis: Es genügen einige wenige fortpflanzungsfähig Überlebende einer bislang im Aussterben begriffenen Gruppe von Lebewesen, um nach Beendigung der Todesgefahr in wiederbelebter Vitalität sich kräftig zu vermehren und eine neue „Population“ zu bilden.

Das ist in der Tierwelt durch pflegliches Eingreifen des Menschen schon mehrmals ebenso geschehen, wie andererseits ganze Gruppen von Lebewesen ebenfalls aufgrund menschlicher Aktivität völlig ausgerottet wurden.

So hatten sich die Großtiere der frühen Eiszeit, über die wir durch Funde gut unterrichtet sind, ebenso wenig fortsetzen können, wie die berühmten „Neandertaler“ — die bereits erwähnten Vormenschen mit geringer Gehirnkapazität. Der körperlich unterlegene aber geistig überlegene „homo sapiens“ hat sich einst ihrer derart entledigt, daß kein einziges fortpflanzungsfähiges Paar übriggeblieben ist. Andererseits sind die sog. Haustiere als solche Jahrtausende hindurch erhalten worden; ihr Bestand wird in zivilisierten Ländern nach Bedarf vermindert oder vermehrt.

Weitere Programmänderungen: Unterrassen

Mit der mutativen Aufgliederung der Menschheit in Großrassen war zwar biologisch Wesentliches und Nachhaltiges geschehen: aber es blieb nicht bei diesen Programmänderungen im Entfaltungsprozeß der „Hominiden“.

Zweifellos haben noch *weitere* erbverändernde Vorgänge stattgefunden und zwar — wie sich mit raschem Überblick sagen läßt — im „weißen“ Bereich differenzierter und häufiger als im mongoliden und negroiden. Es haben sich „Unterrassen“ gebildet; sie sind gekennzeichnet durch *dauerhafte* Sondermerkmale — nicht zu verwechseln mit Mischungen, deren Merkmale sich nach den Mendelschen Gesetzen ver-

halten, also in endloser Folge, in mathematisch errechenbarer Zahl Varianten produzieren.

Für die Verdeutlichungsabsicht dieser Schrift ist es nicht nötig, die Diskussion der Gelehrten darüber zu verfolgen, welche Unterrassen es gibt, durch welche Merkmale sie zu unterscheiden und wie sie zu bezeichnen sind — für Europide „nordisch", „westisch", „ostisch", „dinarisch" usw. Dennoch sind auch diese Unterscheidungen von Bedeutung, denn mit der Programmänderung im äußeren Erscheinungsbild treten ja auch Veränderungen im geistig-seelischen Steuerungsapparat ein.

Ein primitiver rechnerischer Vergleich mag verdeutlichen, worauf es in Wirklichkeit ankommt: Von den von etwa 50000 festgelegten Informationen, mit denen die Wissenschaft nach dem derzeitigen Kenntnisstand für den menschlichen Erbgang rechnet, bleiben von einer „Mutation" gewiß 45000, vielleicht sogar 49000 oder mehr völlig unberührt. Alle Gene, die die Ausbildung der Statur, der Organe und anderes mehr regeln, dürfen *nicht* mutieren, wenn weiterhin ein lebensfähiger Mensch entstehen soll. Diese Funktionen sind so aufeinander abgestimmt, daß Abweichungen davon bestenfalls als „Mißgeburten" kurzfristig lebensfähig bleiben. Die Erbänderungen bei der Absonderung der Großrassen ebenso wie bei der Ausbildung von Unterrassen können nur jene vielleicht 1000, vielleicht 500 Gene d. h. Erbinformationen erfaßt haben, die *nicht* die groborganische Funktion der betroffenen Menschengruppe, wohl aber ihre *Fein*struktur regeln.

Es ist ein sowohl erbveränderter wie auch erblich fortgesetzter Typus, um den es geht, wenn wir von „Rasse" sprechen; auf diesen naturwissenschaftlich fest begründeten Unterscheidungsbegriff kann nicht verzichten, wer im Weltgeschehen das Dauerhafte und Weiterwirkende ermitteln und erkennen, also aus der Vergangenheit und Gegenwart auf die Zukunft schließen will.

Es geht nicht darum, eine ethische Rangskala zu formulieren, also einer Groß- und Unterrasse höheren oder geringeren moralischen „Wert" zuzuschreiben, sondern darum, Unterscheidungen zu begreifen, die tatsächlich eingetreten und in der Weltwirklichkeit festzustellen sind. Mit nüchterner Gewißheit ist zu erkennen, daß nicht *jeder* Menschentypus zu *allem* begabt ist. Die Bedeutung der Begabungsschwerpunkte, genauer gesagt der angeborenen Lernbereitschaft und Lernfähigkeit für die Existenzerhaltung und Fortpflanzung ist nach den Umständen zu verschieden, um mit einem allgemein verbindlichen Maßstab gemessen zu werden. So sind gewiß die südafrikanischen Buschmänner jedem Europiden im Wittern natürlicher Gefahren weit überlegen, sie können sich am Leben erhalten und lebensfähige Kinder in die Welt setzen unter Umständen, die für einen weißen Mann und eine weiße Frau nicht die geringste Überlebensmöglichkeit bieten würden.

Die *Instinkt-* steht mit der *Intellekt*ausstattung in Konkurrenz. Die Frage, welches dieser beiden Erbgüter moralisch „besser" sei, wird kein Vernünftiger entscheiden wollen. Aber diejenigen, die intellektuell mit der Fähigkeit zur wissenschaftlichen Beobachtung ausgestattet sind, dürfen ihre Augen nicht vor der Tatsache verschließen, daß beides — Instinkt *und* Intellekt — in ihrer Ausprägung und in ihrer Beziehung zueinander im Individuum und auch im Rassentypus *festgelegt* sind.

Mischungen „mendeln"

Wie Mutationen zustandekommen, wissen wir nicht zuverlässig; anders steht es mit Mischungen, also mit menschlichen Kreuzungen, die sich in der Generationenfolge nicht gleichmäßig verhalten, sondern in einer größeren oder geringeren Zahl von Erbanlagen „mendeln" d. h. zwischen ver-

schiedenen Schwerpunkten gewissermaßen hin- und herpendeln.

Die ins Auge fallenden (auch dem Geruch wahrnehmbaren) Differenzen zwischen den Großrassen bilden eine beträchtliche Schranke gegenüber der groben Mischung, der Bastardisierung. Dieser, der Tierzucht entnommene Begriff, der durchwegs eine unerwünschte, weil mit offenkundigen Mängeln behaftete Rassenmischung bezeichnet, ist mit guten Gründen auch im menschlichen Bereich dort anzuwenden, wo Weiß, Schwarz und Gelb miteinander Nachkommenschaft zeugen. Die letztere Kombination ist überaus selten. Sie kommt nur gelegentlich in Hafenstädten vor.

„Weiß" hat sich dagegen häufig gekreuzt — nirgends mit erfreulichem Ergebnis. In der „Welt der Tausend Völker" habe ich ausführlich vom klassischen Kontinent dieser „groben" Mischungen, von Südamerika, berichtet. Gewiß führt die dort jahrhundertelang durch den Frauenmangel erzwungene Einmischung spanischer und portugiesischer Erbströme in das eingesessene indianische und eintransportierte negroide Element auch zu manchen im modernen Sinn tüchtigen Einzelpersönlichkeiten (genau nach Mendel!); überwiegend ist jedoch das Bild dieses Erdteils von Düsternis überschattet, weil eben in der körperlich möglichen Vereinigung europider, mongolider und negroider Anlagebestände vor allem in der Energie- und Intellektausstattung zuviel Unverwandtes miteinander in Gegensatz gerät und dadurch extrem labile, schwankende Persönlichkeiten entstehen.

Unschwer einzusehen ist, daß die menschliche Kreuzung geringere Probleme dort aufwirft, wo die rassischen Differenzen nicht so stark ausgeprägt sind. Hierfür liefert die jüngere Vergangenheit ein gut überblickbares Beispiel: Die in Nordamerika lebenden Neger sind bekanntlich ausnahmslos Abkömmlinge importierter afrikanischer Sklaven. Auch hier bestand jahrhundertelang ein Zwangszustand: die Neger-

sklaven der sog. Südstaaten waren in ihrer Gattenwahl auf die Negermädchen der gleichen Gutsherrschaft angewiesen — ohne Rücksicht auf die sonst in Afrika erfolgte Gliederung in Stämme. Im nordamerikanischen Negertum haben wir also eine Mischung fast aller afrikanischen Unterrassen vor uns, die auch ihre Schattenseite haben mag, aber — da weiße Einmischungen selten waren — doch nicht zu vergleichbaren Zuständen führt, wie sie die südamerikanischen Mestizenstaaten kennzeichnen*.

Völker, Sprachen und Sprachgrenzen

„Heirate einen, der in der Nähe wohnt" — diese Regel hat bereits der griechische Dichter Hesiod ausgesprochen. Der jahrtausendealte Satz läßt sich biologisch begreifen und erhält erst so seinen Sinn. Wo der normale Instinkt unbeirrt wirkt gibt es auch heute keine andere Richtlinie. Es ist immer noch ein fast in der gesamten Menschheit beachtetes Gesetz: unter welchen Vorwänden und mit welchen Bräuchen immer — nach wie vor wird „geheiratet wer in der Nähe wohnt".

In der menschlichen Fortpflanzungspraxis gilt Darwins Wort vom „Überleben des Kräftigsten" in umgekehrter Fassung: gezeugt wird in der Regel *der* Menschentypus, der bewußt oder instinktiv *gewollt* wird. Es ist ein *Zueinanderstreben der Gleichartigen,* das die Bevölkerungsbewegung in allen Erdteilen beherrscht — wobei es im Ergebnis fast be-

---

* Eine bemerkenswerte Variante zeigt der afrikanische Staat Liberia. Diese Neger-Republik wurde 1847 von rückgesiedelten entlassenen Negersklaven aus Nordamerika mit Unterstützung humanitärer amerikanischer Gesellschaften gegründet. Die damals etwa 25000 aus den Vereinigten Staaten nach Liberia übersiedelten Neger bildeten dort eine Herrenschicht, die bald selbst Sklaven hielt. Noch 1930 wurde von einer Völkerbundskommission Sklavenhaltung in Liberia festgestellt.

langlos ist, ob die Gattenwahl nach der individuellen Zuneigung oder — wie in sehr vielen Völkern — nach Elternwunsch oder durch Frauenkauf zustandekommt. In Richtung grober, d. h. die Großrassengrenzen überschreitender Mischungen wirken nur Zwangsverhältnisse. Allerdings haben auch manche religiöse Vorstellungen — insbesondere der Islam, der die Mehrfrauenehe fördert — Bastardisierungen begünstigt und z. B. das einst so bedeutende Arabertum biologisch ruiniert.

Solche historischen Vorgänge verdienen Beachtung und regen zu kritischem Nachdenken an; sie sollen aber unseren Blick nicht vom Wesentlichen ablenken. Im Wege der in aller Regel wirkenden Zueinander-Fortpflanzung, der Gattenwahl im Bereich der „Nähe“, sind nämlich jene Menschengruppierungen entstanden, mit denen wir es in der Gegenwart zu tun haben: *die Völker.*

Gewiß haben zunächst die Großrassen wie auch die Unterrassen entwicklungsgeschichtlich ein Volk, ja nur eine Familie gebildet, aber im Laufe der etwa 20000 Generationen der Entwicklung des homo sapiens haben die durch Naturgeschehnisse oder aus anderen Gründen veranlaßten Wanderzüge freiwillige oder genötigte Gruppierungen ergeben, die keineswegs zu mutativen Erbänderungen geführt sondern eine Erbschaft von Mischungen hinterlassen haben.

Nicht jede dieser Mischungen war bedenklich: im Gegenteil, die Variationsbreite der Begabungen in den weißen Völkern — gewiß auch ihr Schwanken zu erstaunlichen Höhen der Leistungsfähigkeit, ihr gelegentlicher Abfall zu offenkundigen Tiefen des sittlichen Verhaltens — ist ein ebenfalls dank Mendel erklärliches Phänomen. Es gibt heute kein rein „nordisches“, kein „keltisches“, kein „dinarisches“, kaum noch ein absolut „slawisches“ Volk mehr; die Unterrassen-Mischung der europiden Bevölkerung ist ebenso eine geschichtliche Tatsache wie die Bildung abgegrenzter „Isolate“

(dieses treffende Wort hat die Erbwissenschaft geprägt um die Bereiche der Zueinander-Fortpflanzung zu bezeichnen). Es sind „Groß-Inzuchten", die die Völker unserer heutigen Begriffswelt seit gewiß etwa 2—3 Jahrtausenden betrieben und durch die sie trotz allen „Mendelns" geistig-seelischer und mancher körperlich sichtbarer Merkmale *nationale Gruppencharaktere* ausgeprägt haben.

Wie stark eine Mischung unter Artverwandten auch ohne Mutation typenbildend wirken kann, dafür bieten die Japaner ein interessantes Beispiel. Ihre Insellage — verbunden mit einer tausendjährigen Staatspolitik der absoluten Abschirmung von der Außenwelt — hat Eigenschaften gezüchtet, die schon im handwerklichen Bereich erkennbar waren, aber erst im Zuge der Industrialisierung voll zur Geltung kamen*.

*

Ursache und Wirkung, Wirkung als neue Ursache greifen ineinander, wenn wir neben den rein gefühlsmäßigen Ausstrahlungen der Artverwandtschaft die verstandesmäßig erfaßbaren Elemente des völkerbildenden biologischen Prozesses in unser Urteil einbeziehen.

Hier ist als der gewiß wichtigste Faktor die *Sprache* zu nennen.

Die Zoologen bestätigen, was die Märchendichter uns längst verkündet haben: daß auch Tiere „miteinander sprechen". Ihre Signale sind unterschiedlich, aber dennoch unverkennbar — vom Bellen des Hundes bis zum Lied des Singvogels erleben wir sie täglich. Durch sorgfältige Beobachtungen hat man bei zahlreichen Tieren bereits herausgefunden, daß nicht nur die Fähigkeit sich zu erkennen zu geben, sondern auch die Art und Form der gegenteiligen Mittei-

---

* Vgl. „Die Welt der Tausend Völker" Seite 244ff.: „Die Japaner — ein Volk für sich".

lung auf angeborenes Verständnis gegründet sind. Bei den Bienen, deren Sprache „ein beachtliches, wohldifferenziertes Vokabular enthält“* — ihr auf Vorratsbildung ausgerichtetes Staatsleben macht dies erforderlich — hat man die Erbgebundenheit nicht nur der Mitteilungs*fähigkeit* sondern auch der Mitteilungs*formen* durch Experiment festgestellt. So wurden z. B. Bienen isoliert von anderen aufgezogen, so daß sie niemals Gelegenheit hatten, mit anderen Bienen ihre „Sprache“ zu sprechen; diese besteht darin, daß Bienen bei der Rückkehr von der Futtersuche über die Richtung, die Entfernung und Art der gefundenen Blüten durch tänzerische Bewegungen Aussagen machen. Ließ man die abgesondert aufgezogenen Bienen, die einen solchen Tanz nie gesehen oder gar erlernt haben, erstmals ausfliegen und Futter finden, so fingen sie beim Rückflug zum Stock „ohne jede Erfahrung vollkommen richtig zu tänzeln an“ (Autrum a.a.O. Seite 118).

Beim Menschen verhält es sich in seinen ersten Lebensstadien nicht anders; sein Sprechenlernen folgt zunächst einem genauen Zeitplan: in den ersten sechs Lebensmonaten gibt das gesunde Kleinkind bekanntlich nur Vokale von sich, dann folgt ein halbes Jahr lang die sog. Babysprache, die niemand versteht; in ihr treten die ersten Konsonanten auf, erst dann beginnt das erlernte Sprechen.

Aufschlußreich wäre eine — nach meiner Kenntnis bislang nicht vorliegende, aber ohne ernste Schwierigkeiten durchführbare — vergleichende Untersuchung der Frage, ob dieser Zeitplan bei allen menschlichen Großrassen gleich abläuft oder ob sich bereits hier Unterschiede bemerkbar machen. Mit Gewißheit stellen sie sich beim Lernsprechen schon aus Gründen der Kehlkopfstruktur ein. So verfügen die Buschmänner in ihrer Sprache über Schnalzlaute, die bei

* Hans J. Autrum: Biologie — Entdeckung einer Ordnung, München 1970, Seite 117.

keinem anderen Volk vorkommen; die Chinesen können kein „R“ sprechen, bei manchen mitteleuropäischen Dialektsprachen ist heute noch ein Rachenton vernehmbar, der als keltischer Erbrest gilt.

Professor Darlington weist darauf hin, wie vielgestaltig der Mutationsprozeß gewesen sein muß, der die artikulierte Menschensprache überhaupt möglich gemacht hat:

„Die Organe des Beißens, Kauens, Schluckens und Atmens mußten umgeformt werden ... auch die Muskel- und Nervenkontrolle dieser Organe und die entsprechende Gehirnstruktur mußte in der gleichen Beziehung organisiert werden“ (Darlington: The Evolution ... a.a.O. Seite 35).

„Mehr als tausend Generationen“ seien für diese körperliche Veränderung benötigt worden und sie habe in den menschlichen Großrassen „unterschiedliche Ergebnisse“ gezeitigt. Trotz sorgfältiger Bemühungen sei die moderne Sprachwissenschaft der Fülle der heutigen sprachlichen Erscheinungen kaum Herr geworden. In der Tat spricht die Menschheit heute über zehntausend verschiedene Sprachen.

Wissenschaftlich hat man durch Vergleiche sog. „Sprachfamilien“ zusammengefaßt, aber auch deren Zahl beträgt immer noch an die hundert.

Die „babylonische Sprachverwirrung“ — die Sage vom Turmbau von Babel und seinem Fehlschlag wird nicht nur von der Bibel sondern auch in aztekischen Inschriften übermittelt — ist bezeichnend und ein weiterer Hinweis auf die seit Jahrzehntausenden eingetretene Menschheitsaufgliederung.

Daß nicht nur körperliche sondern auch — körperlich gesteuerte — geistige Merkmale „mutiert“ haben, das zeigt ein Blick auf die inhaltliche Differenz, auf die Verschiedenheit in den geistigen Spannweiten dieser kaum überschaubaren Sprachenflut.

Dem Sprechen geht das Denken voran. Man spricht von dem, was man denkt. Man sucht, findet oder bildet Worte für Neuerdachtes, Neuerfundenes: Im Wortschatz — ein sehr treffender Ausdruck — eines Volkes spiegelt sich alles wieder, was in diesem Volk getan, gedacht, ja auch geträumt wurde und wird.

Falls uns nicht eines Tages eine vergleichende Studie über die unverständliche „Babysprache" eines anderen belehrt, dürfen wir annehmen, daß keine *Worte* vererbt sind und daß das verständige Sprechen in allen Rassen und Völkern erlernt werden muß. Aber bei der Fähigkeit (und Grenze) eines Wortschatzerwerbes, also der *Möglichkeit*, eine Volkssprache als eigene Muttersprache zu sprechen — hier haben wir es zweifellos mit einer angeborenen Neigung oder Bereitschaft zu tun.

Dieser wichtige Satz bestätigt sich auch dort wo die erlernte Sprache in keiner Weise mit der Abstammung übereinstimmt: etwa bei Negerkindern, die in Nordamerika aufwachsen. Sie *lernen* nichts anderes als jene Sprache, die vor drei Jahrhunderten als „Englisch" jenseits des Atlantik eingebürgert wurde. Aber sie *sprechen* ein anderes „Englisch". Angesichts der vielen Nicht-Engländer, die das amerikanische Kernvolk bilden, hat sich im Laufe von knapp 200 Jahren bereits das deutlich abgesonderte „Amerikanisch" entwickelt. Vor einiger Zeit war in der Londoner „Times", die diese Sprachentwicklung seit langem kritisch verfolgt*, eine wissenschaftliche Untersuchung über das Eindringen von Ausdrücken der Negersprache in dieses Amerikanisch zu lesen. So geht das weltberühmt gewordene „O. K." der Amerikaner auf eine Redensart schwarzer Sklaven in den Südstaaten zurück („The Times", London, 19. 7. 69).

* Z. B. „Devalued riches of English" (Abgewertete Reichtümer des Englischen) in „The Times", London, 16. 9. 1970.

Das Negerkind in New York-Harlem erlernt nicht etwa die Sprache Shakespeares oder Dickens', sondern ein reduziertes, seiner Sprechapparatur und seinem Denkbereich angepaßtes Idiom. Das Oxford-Englisch ist nur besonders Begabten zugänglich — so wie es bei uns nur spezialisiert Begabten gelingt, etwa in die Feinheiten der chinesischen Sprache einzudringen. Nur ein Basic-Chinesisch wäre uns allgemein erschließbar, wenn etwa die Erlernung dieser Sprache sich für den Durchschnitts-Europäer als erforderlich erweisen würde.

Da die Sprache mehr und auch anderes ist, als ein reines Verständigungsmittel, da wir in ihr und durch sie geistig leben, bleibt der Kontakt mit unserer „Muttersprache" oft erstaunlich eng. Wir geben sie — wenn überhaupt — nur zugunsten von Ähnlichem auf, was durch einen vererbten Einfluß auf den Sprechvorgang und das Sprach*gefühl* erklärbar ist.

*

Es sind *diese* Zusammenhänge mit der geistig-seelischen Grundstruktur jeder Menschengruppe, die die Sprachenfrage für die bisherige Völkerentwicklung und künftige Völkerordnung so wichtig machen.

Freiwillig sammeln sich Menschengruppen zu Fortpflanzungsgemeinschaften nur *innerhalb eines Sprachraumes.* Eine Gattenwahl, der eine Sprachbarriere im Wege steht, kommt nur in Ausnahmefällen zustande — auch heute noch. Die Grenzen der „Isolate" der „Zueinander"-Fortpflanzung mögen gelegentlich fließend und unscharf sein; ich möchte nicht die wissenschaftliche Aussage anzweifeln, die da lautet:

„Ein- und Ausvolkungsvorgänge, Ausstoßungen und Verschlagungen, Wanderungen und andere Veränderungen des Stammesareals verändern dauernd die Erbstruktur der ethnischen Gruppen" (Schwidetzky a.a.O. Seite 156).

Aber das Ausmaß dieser Veränderungen, das in Zeiten von Völkerwanderungen beträchtlich sein kann, ist in den seßhaften Völkern zahlenmäßig gering. Die Masse der Völker, die am heutigen weltweiten Güteraustausch ernstlich teilnehmen, ist seßhaft geblieben. Nach wie vor wirkt die Verschiedenheit der Muttersprache — in abgemilderter Weise sogar eine Dialektgrenze — der menschlichen Kopulation entgegen*; sie schließt sie nicht aus, sie ist auch nicht so hindernd wie die Gefühlsschranke zwischen den Großrassen — dennoch wirkt sie in der Masse und hat zur Folge, daß unter „Volk" in vernünftiger Weise nur die *Sprachnation* begriffen werden kann. In ihr mag es Randfigurationen und Zweifelsbereiche geben, auch Einsprengsel, die aus geschichtlichen Geschehnissen resultieren oder durch höhere Gewalt eingefügt wurden. Unser politisches Denken und Handeln aber kann sich nicht nach den Ausnahmen, sondern es muß sich nach der Regel ausrichten — biologische Prozesse unterscheiden sich bei aller Gesetzmäßigkeit von physikalischen fast stets durch einen gewissen Mangel an Präzision. Als *Regel* darf daher gesagt werden: *Die Abgrenzung eines Volkes geschieht durch die Sprache.*

Die Sprache allein liefert auch ein zuverlässiges, fast meßbares Spiegelbild der Intellektualisierung einer Nation. Schon die Verfestigung des Volkszusammenhaltes durch eine Schriftsprache — es gibt sehr viel weniger Literaturen als gesprochene Sprachen! — hat anzeigende Bedeutung. Bei der Schriftsprache, die man zu Recht als Indiz für Kultur- und Zivilisationsleistungen bewertet, kommt es nicht nur auf das Mitteilen sondern ebenso auf das *Empfangen*, auf das *geistige Echo* an. Die Fähigkeit, Gedanken aufzunehmen und nach-

---

* Ein klassisches Beispiel für strikte Isolat-Bildung zeigen die Kaukasus-Völker, die trotz engen geographischen Zusammenlebens und jahrhundertelanger übergeordneter Fremdherrschaft sich dennoch nicht gemischt sondern ihre Identität erhalten haben.

zudenken, Appelle nicht nur zu hören, sondern sie zu begreifen und zu befolgen, ist das Wesentliche jenes geistigen Austausches, für den Sprache und Schrift das unentbehrliche Mittel bilden.

Die Schriftsprache eines bedeutenden Volkes ist mit einer großen Klaviatur vergleichbar, der auch die Fortentwicklung und Ausweitung der geistigen Spekulation und der technischen Perfektion keine Verarbeitungsschwierigkeit bereiten. Schon die einstige altgriechische und die lateinische Sprache hatten eine überzeugende Spannweite; sie stellen sogar noch unserer heutigen Zeit brauchbare Begriffe zur Verfügung.

*

Die tatsächliche Übereinstimmung des Sprach- mit dem Volksbereich macht die allenthalben in Gang befindlichen Sprachkämpfe einerseits so leidenschaftlich, andererseits so wichtig.

Eine Sprache unterdrücken ist ein ähnliches Unterfangen, wie ein Volk auslöschen wollen; deshalb werden hier Widerstände und Leidenschaften mobilisiert, die nur diejenigen als „Emotionen" unverständlich finden, die die biologische Verankerung des Volk- und Sprachzusammenhaltes nicht erkannt haben oder nicht wahrhaben wollen.

Die Sprache ist zwar nicht der einzige, aber der deutlichst wahrnehmbare, der artikulierte Impuls, der Menschengruppen untereinander verbindet. Das „Gefühl dieser Bindung" hat ein aufmerksamer Beobachter zu Recht als die Ursache des „triebhaften Nationalismus" bei „allen Völkern und zu allen Zeiten" festgestellt*. „Nationalismus" äußert sich vor allem dort wo Gefahr erkannt oder auch nur gewittert wird. Massive Bemühungen, politische Herrschafts-

* Eugen Lemberg: Geschichte des Nationalismus in Europa, Stuttgart 1950, Seite 308.

verhältnisse zu organisieren, die sich auf eine andere Staatsursache gründen und einen anderen Staatszweck verfolgen, als die Existenz und das Wirken eines Sprachvolkes zu sichern, sind seit den Zeiten Alexanders des Großen oft unternommen worden, aber bisher stets gescheitert — allerdings oft erst nach langen harten Kämpfen.

Auch unsere unmittelbare Gegenwart ist geradezu geladen mit Spannungen und Konflikten, die aus der Mißachtung von Sprach- und den entsprechenden Volkssouveränitäten entstanden sind. Sie gewinnen an Heftigkeit und Bedeutung und werden zu politischen Problemen ersten Ranges, wo die Schwelle zur Schriftsprache überschritten ist — wo also zur Spracherhaltung die Apparatur von Schulen und Behörden, Zeitungen und sonstigen Kommunikationsmitteln nötig sind, und der Staatsmacht eine ernste Aufgabe auch auf sprachlichem Gebiete zukommt.

Vielvölkerstaaten sehen sich auch hier vor Problemen, die ohne politische Umordnung unlösbar sind*. Die Sprachenkämpfe, die heute noch in Europa und in vielen anderen Erdteilen im Gange sind, bezeichnen nur die Oberfläche, nur das über der Wasserlinie sichtbare Drittel eines Eisberges.

Die Sprache ist ja nur das Indiz, der vernehmbare Ausdruck tieferliegender geistig-seelischer Strukturen.

Mit diesem Hinweis sind wir an einem wichtigen Punkt angelangt; in seiner Sprache drückt sich die „Mentalität" eines Volkes aus. Da wir in zuverlässiger Weise von einer solchen sprechen und dazu feststellen können, daß geistig-seelische Verhaltenstendenzen sich in den Völkern über die Zeiten hinweg erblich fortsetzen, haben wir einen entscheidenden Anhaltspunkt für unseren Zukunftsausblick ermittelt.

---

* Vgl. „Die Welt der Tausend Völker", Seiten 117ff.: „Die Indische Union".

Hier sei eine Zwischenbemerkung über ein wichtiges Sondergeschehen der neueren Geschichte eingeschaltet: Über das Werden und den volklichen Zustand der heutigen „Vereinigten Staaten“ in Nordamerika, die trotz Spracheinheit ein „Vielvölkerstaat“ geworden sind.

Bis in die Zeit nach dem amerikanischen Bürgerkrieg war die rassische Zusammensetzung der neuentstandenen amerikanischen Nation ganz eindeutig und unproblematisch; Franz Otto Wrede hat in einer Arbeit über den „Schmelztiegel Amerika“ (Berlin 1941) auf Grund amerikanischer Statistiken die Herkunft der weißen Bevölkerung der USA für das Jahr 1783 mit folgenden Prozentzahlen bezeichnet:

89,1 vom Hundert englischer bzw. schottischer Abstammung
5,6 vom Hundert deutscher Abstammung
2,5 vom Hundert holländischer Abstammung
1,9 vom Hundert irischer Abstammung
0,6 vom Hundert französischer Abstammung
0,3 vom Hundert anderer Abstammung.

In großen Zügen glaubte Wrede feststellen zu können, daß sich das Gesamtverhältnis von fast 9 : 1 zugunsten der britischen Herkunft bis zum Jahre 1880 erhalten hat. Bis dahin spielte die deutsche Einwanderung (Höhepunkt im Jahre 1852 mit 215000 Einwanderern) ebenso wie die irische Einwanderung (1851: 221000) und auch der Zustrom aus Skandinavien eine beträchtliche Rolle.

Da in allen diesen Pionier-Jahrzehnten die Einwanderer der Konfession nach — mit Ausnahme der Iren — fast durchwegs Protestanten waren, konnte jedenfalls bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts der Satz George Washingtons weiter gelten, der in seiner Abschiedsbotschaft von 1797 sich nicht nur außenpolitisch geäußert, sondern auch gesagt hatte:

„Mit geringen Schattierungen habt ihr dieselbe Religion, Sitten und Gebräuche, politischen Anschauungen.“

Angesichts der eindeutigen Vorherrschaft angelsächsischen Volkstums, seiner nahen Verwandtschaft zu den sonstigen Einwanderergruppen und der völligen Ausschaltung der indianischen Ureinwohner gab es damals kein Problem der „Amerikanisierung“. Die Deutschen, die zeitweise den stärksten Neusiedleranteil stellten, waren viel zu idealistisch und unpolitisch eingestellt, wie das ihre Art ist, um jemals eine politische Gruppe zu bilden. In den 30er Jahren des vergangenen Jahrhunderts war einmal an die Bildung eines „deutschen Staates“ im mittleren Westen gedacht worden — es hätte nur einiger entschiedener Willensbildung bedurft, um das zu bewirken; aber diese Bestrebungen verliefen rasch im Sande. Die Deutschen wurden ebenso wie die Schweden fast widerstandslos aufgesogen.

Anfang der 80er Jahre des 19. Jahrhunderts vollzog sich eine wesentliche Veränderung. Wrede berichtet:

„Es beginnt eine auffallende Wandlung in der Zusammensetzung. Bis 1882 sind die britischen Inseln, Deutschland und Skandinavien ausschließlich an der Einwanderung beteiligt — von da an aber in schnell absinkendem Maße. Bereits im Jahre 1896 findet die Wende statt, von da an überwiegen die neuen Heimatländer der Einwanderer; im Jahre 1913, also im Jahre eines Höhepunktes der Gesamteinwanderung, beteiligen sich die Länder, die die Besiedlung Amerikas durchführten nur noch mit 13,6 vom Hundert an der Gesamteinwanderung“ (a.a.O. Seite 93f.).

Die neuen Elemente kamen aus Osteuropa, vom Balkan und aus den südeuropäischen Ländern. In Kalifornien hatte sich auch eine chinesische Einwanderung — durch Eisenbahn-Baustellen angezogen — bemerkbar gemacht; sie wurde jedoch vom Kongreß schon 1882 verboten. Die japanische Einwanderung dagegen blieb bis 1907 ungehindert und wurde erst von diesem Jahr an unterbunden.

Während aus den Ländern der „neuen Einwanderung“ zwischen 1871 und 1880 noch nur 201000 Einwanderer gekommen waren, stieg diese Zahl im nächsten Jahrzehnt bereits auf 958000, zwischen 1891 und 1900 auf 2,5 Millionen und von 1901 bis 1910 sogar auf 6,1 Millionen!

Im gleichen Zeitraum ging die „alte Einwanderung“ rapide zurück: von immerhin noch 3,7 Millionen in den Jahren 1881 bis 1890 auf 1,6 Millionen im darauffolgenden Jahrzehnt. In den dreißig Jahren von 1891 bis 1920 erhielten die Vereinigten Staaten insgesamt noch 4,5 Millionen Zuwanderer aus England, Skandinavien, Deutschland usw., dagegen 11,5 Millionen aus Italien, dem Balkan und aus Osteuropa!

Als die Entwicklung nach dem Ersten Weltkrieg sich wieder ähnlich fortzusetzen begann, griff „unter starker Anteilnahme der öffentlichen Meinung“ und um den „englischen Charakter“ der Vereinigten Staaten zu erhalten — wie Wrede schreibt (a.a.O. Seite 111) — der US-Kongreß ein. Es wurde ein Einwanderungs-Gesetz erlassen, das bestimmte, daß aus jedem europäischen Land 3 vom Hundert der Einwandererzahl zugelassen würde, die dieses Land im Jahre 1910 gestellt hatte.

Um den „englischen Charakter“ der USA zu wahren, war freilich das Vergleichsjahr 1910 nicht günstig gewählt. Die große Veränderung hatte ja bereits nach 1880 eingesetzt.

Hatte die ursprüngliche britisch-skandinavisch-deutsche Mischung keinerlei staatspolitisches Problem mit sich gebracht, im Gegenteil recht hartnäckige Generationen geschaffen, so fing schon mit der Italiener-Einwanderung (im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts: 65100, im ersten Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts: über 2 Millionen) die Einfügung der Zuwanderer in den Staatsorganismus an, eine ernste Aufgabe zu werden. Die Italiener sind heimatliebende Leute; sie haben — bis heute — den Wunsch, sich

zwar in den Vereinigten Staaten Dollars zu verdienen, ihren Lebensabend aber wieder zu Hause zu verbringen. Sie sind nur schwer dazu zu bringen, sich als „Amerikaner“ zu fühlen. Auch manche slawische Zuwanderer-Gruppen begannen, sich zu organisieren — zunächst nur, um in dem harten Lebenskampf, der sie drüben erwartete, nicht unterzugehen, später aber auch mit politischen Akzenten.

Eine Sonderstellung nahmen bald auch die jüdischen Einwanderer ein, die ab Ende des 19. Jahrhunderts in einer gut organisierten Wanderbewegung aus Rußland vor allem nach New York strebten. Die russischen Judenpogrome und antijüdischen Ausnahmegesetze der 80er Jahre begründeten ein begreifliches jüdisches Emigrationsbedürfnis; der führende Kopf der damals entstehenden zionistischen Bewegung, der Wiener Journalist Dr. Theodor Herzl, hoffte den Auswanderungsstrom für die Bildung eines Judenstaates nützen zu können; da aber zu Herzls Lebzeiten eine Verwirklichung seiner Pläne aussichtslos erschien, wurde die Wanderungsbewegung nach den Vereinigten Staaten gelenkt.

Der Jahresabschnitt 1905/06 brachte mit 125000 jüdischen Einwanderern einen Höhepunkt. Einem damals in den USA fühlbar werdenden Widerstand trat der Schriftsteller Israel Zwangwill — ein Freund Herzls und Mitorganisator der Auswanderung aus Rußland — mit einem erfolgreichen Theaterstück wirksam entgegen, das unter dem Titel „The melting pot“ (Der Schmelztiegel) ein bis heute vielzitiertes Schlagwort schuf. Das Schauspiel propagierte die weiter ungehinderte Einwanderung jeglicher Volksgruppen nach USA.

Das Schlagwort vom „Schmelztiegel“ verdeutlichte Probleme, die seither in den USA virulent geworden sind. Natürlich konnte und kann der „Schmelztiegel“ nur insoweit ein neues, eben das amerikanische Volk schaffen, als eine tatsächliche, d.h. blutsmäßige Vermischung stattfindet; sie

kann nur positiv wirken insoweit sie sich auf verwandte Elemente beschränkt. Die Bereitschaft zur Aufgabe des bisherigen Volkstums in spätestens der zweiten Generation war bis dahin stets die unabdingbare Forderung gewesen, die die USA gestellt hatten — das Opfer, das jede Einwanderergruppe bringen mußte. Dazu aber waren nun zahlreiche Gruppen der „neuen" Einwanderung nicht mehr bereit. Spätestens seit der Jahrhundertwende gibt es dort beträchtliche Bevölkerungsteile — nicht zuletzt der jüdische —, die sich keineswegs bis zur nationalen Selbstaufgabe assimiliert haben.

Schließlich brachten die gleichen Jahrzehnte, in denen der Neubürger-Zustrom von außen das angelsächsisch-germanische Element zurückdrängte, auch noch die aus dem Sklavenstand befreiten Neger ins innenpolitische Kräftespiel.

Das Schlagwort vom „Schmelztiegel" ist inzwischen schon ein halbes Jahrhundert alt und es ist — ohne Erinnerung an seinen Ursprung — oft wiederholt worden. Die Hoffnung, die sich damit verbindet, hat sich nicht erfüllen können: Was zusammenwachsen wollte und konnte, das ist in der Tat weiterhin zusammengewachsen; eine genauere Untersuchung würde freilich ergeben, daß sich der Prozeß der blutsmäßigen Amerikanisierung im wesentlichen immer noch und immer wieder auf die gleichen Gruppen beschränkt, die einst das große Land erobert und besiedelt haben.

Um diesen Kern der aus *verwandter* Abstammung zusammengewachsenen amerikanischen Staatsnation hat sich eine immer breitere Schicht *anders* gearteter und empfindender Volksgruppen gebildet. Die ihr angehören, haben entweder garnicht die Absicht, ihre Nationalität aufzugeben, oder sie können auf Grund angeerbter Mentalität nie Amerikaner in des Wortes bisheriger Bedeutung werden.

*

Zurück zu unserem Ausgangspunkt: Wie im intellektuellen Bereich nicht etwa formulierte Gedanken, die sich ja der Lernsprache bedienen müssen, vererbt werden, wohl aber die *Fähigkeit* und der *Antrieb* zum Denken, die Gründlichkeit, mit der gedacht werden kann (oder auch die Unfähigkeit zu folgerichtigem Denken!) — so haben wir es auch im größeren Bereich der Völker-„Mentalitäten" mit einer Bandbreite von Begabungen zu tun, die vielleicht nur gelegentlich sichtbar, aber dennoch konstant vorhanden sind.

In dieses Begriffsmodell fügt sich ein, was immer wir als „Kultur" oder „Zivilisation" begreifen. Jede derartige nachgeahmte und dadurch stilbildende Leistung ist in ihrer jeweiligen Ausprägung an bestimmte einschlägig begabte Menschengruppen gebunden.

Natürlich gibt es — gewissermaßen als Unterbau — auch allgemein-menschliche Begabungen, „transkulturelle Konstanten". Aber Schwidetzky (a.a.O. Seite 193) findet es „gar nicht ganz einfach, sie herauszuarbeiten":

„Es sind (nach W. E. Mühlmann) etwa die folgenden:

1. Überall führt das Bedürfnis nach Nahrung, Obdach und Schutz vor den Naturkräften zu irgendeiner Form der Nahrungswirtschaft und zu einer technischen Bearbeitung von Dingen, sei es auch in der primitivsten Form.

2. Überall werden die Beziehungen zwischen den Geschlechtern sowie zwischen Eltern und Kindern in irgendeiner Form institutionalisiert; nirgends sind im besonderen die Beziehungen zwischen Mann und Frau rein physiologischer Natur, sondern sie werden von Sitten und Gebräuchen überformt.

3. Überall gibt es Regelungen für das Zusammenleben überfamiliärer Gruppen, und zwar in dem Sinne, daß ein Bedürfnis nach Gegenseitigkeit in allen Bezirken des sozialen Lebens befriedigt wird.

4. Überall gibt es Formen des künstlerischen Ausdrucks in Tanz, Sagen und Dichtung oder ästhetischer Gestaltung der Dingwelt.

5. Überall gibt es bestimmte Ordnungsvorstellungen, wie das Leben der Gruppe beschaffen sein sollte, also verbindliche Normen des Verhaltens und Begriffe von Richtig und Falsch, Gut und Böse, Schicklich und Unschicklich; sie sind in der Regel mit Vorstellungen von einem Jenseits, d. h. von in das Menschenleben wirkenden außermenschlichen Kräften verknüpft."

Schwidetzky bemerkt vorsichtig dazu: „Die Varianten der Kultur aber sind in hohem Maße plastisch und auswechselbar."

Zu den zitierten Punkten muß ernstlich gefragt werden, ob sie wirklich sämtlich für alle homines sapientes gültig sind — also vom Oxford-Professor bis zum Fidschi-Insulaner?!

*

Kultur — das ist ein Weiterbau auf den rudimentären allgemein-menschlichen Grundlagen, wobei auch hier der allgemeine *Widerhall* nicht minder wichtig ist wie die vorangehende Pionierleistung — beides Erscheinungen, die besondere Eigenschaften einer biologisch abgegrenzten Menschengruppe voraussetzen.

Gewiß haben wir es im weiten Feld der Mentalität mit nur fragmentarisch Sichtbarem zu tun — im Gegensatz zu den Sprachen, die wissenschaftlich erfaßbar und vergleichbar, in ihrem Wortschatz nahezu meßbar sind. Dennoch sind die volkskulturellen Vergangenheits- und Gegenwartszeugnisse zahlreich und überzeugend genug, daß wir auch so romantisch klingende Begriffe wie den einer „Volksseele" als existent und erbgeregelt erkennen müssen. Die Professorin Schwidetzky spricht sehr einprägsam von einer „inneren Bildwelt", die „die menschlichen Siebungs- und Auslesemechanismen lenkt". Es handelt sich um die „Bildwelt" von Völkern, die solches „mit Heiratsvorschriften, mit Eignungsprüfungen

und Wanderkontrollen", ja mit „ideologischen Kriegen und eugenischen Wunschvorstellungen bewirkt" (Schwidetzky a.a.O. Seite 202).

Der verstorbene neuseeländische Humangenetiker Felix M. Keesing hat in seinem Buch „Cultural Anthropology" (New York 1958 Seite 34f.) festgestellt, bei *jedem* Volk sei ein bestimmter „Volkscharakter", der es von anderen Völkern unterscheidet, feststellbar. Er meint allerdings — was auf lange Sicht angesichts möglicher Mischprozesse oder Mutationsvorgänge in der Tat zutrifft —, daß dieser Volkscharakter keine konstante sondern eine wandelbare Größe sei.

Dafür freilich, daß dieser Satz nicht im Sinne *rascher* Veränderungen gelten kann, gibt es beachtliche Belege. So finden wir in den kritischen Beobachtungen, die der römische Schriftsteller Tacitus über die Germanen seiner Epoche geschrieben hat, erstaunliche Bemerkungen über die Verhaltensweisen der von ihm beobachteten Stämme; mancher seiner Hinweise liest sich wie eine im 20. Jahrhundert niedergeschriebene Kennzeichnung des deutschen Volkscharakters. Und dies obwohl die Umwälzungen der Völkerwanderungszeit erst lange *nach* Tacitus stattgefunden haben. In Wirklichkeit haben in jenen Jahrhunderten — so bewegt sie waren — eben doch nur Mischungsvorgänge unter verwandten Europiden stattgefunden, nicht jene verwirrenden Grobmischungen, die — wie schon erwähnt, — die meisten südamerikanischen Völker (und auch manche andere) biologisch gestört haben.

Zu den zwar nicht meß- wohl aber prüfbaren Tatbeständen von Volksmentalitäten gehören auch die religiösen Vorstellungen, die sich in den einzelnen Menschheitsgruppen durchgesetzt haben und deren Verschiedenheit aufschlußreiches Beweismaterial bietet. Vom einfachen Naturkult bis zu den Meditationsforderungen des Buddhismus spannt sich

eine riesige Variationsbreite von Glaubensvorstellungen über alle „entwickelten“ und „unterentwickelten“ Völker.

Wer die Vererbung geistig-seelischer Grundstrukturen berücksichtigt, bleibt vor dem üblichen Irrtum bewahrt, daß die Religionen etwa die Völker verändert hätten. Das Umgekehrte muß als richtig gelten: religiöse Lehren haben sich nach den Volkscharakteren ausgerichtet. Einige — wie der Hinduismus und der Judaismus — zielen in ihren religiösen Forderungen und Vorschriften sogar ganz offen auf die Erhaltung von biologischen Isolaten ab.

Das Dogma der christlichen Glaubenslehre ist zwar universal-menschheitlich, aber die tatsächliche Kirchengeschichte bietet zahlreiche Beispiele dafür, daß die Völker sich dem Christentum keineswegs so völlig angepaßt haben, wie dies einst gefordert und heute noch geglaubt wird; in der Welt der Wirklichkeit hat sich die Kirche angepaßt. Wo sie die Anpassung an den Volkscharakter verweigerte, kam es zum Bruch, der gelegentlich — wie bei der Abtrennung der Ostkirche und in der Luther-Reformation — großes geschichtliches Format annahm. Seither sind die christlichen Kirchen flexibler geworden; sie wollen mehr und mehr die Volkscharaktere berücksichtigen und das entspricht einer alten instinktiven Kirchentradition. So repräsentieren schon der spanische, der französische und der italienische Katholizismus unterschiedliche Ausprägungen der ursprünglichen Lehrinhalte.

Bei einer religiösen Lehre kommt es noch stärker als bei einer weltlichen auf das Echo an, das sie findet; sie *kann* es nur dort finden, wo sie aufnahmebereiten seelischen Grundhaltungen begegnet. Historisch gesehen sind die christlichen Lehren zur religiösen Vorstellung der weißen Völker geworden — nicht zuletzt dadurch, daß die griechische Gelehrtenwelt die Texte der Testamente während der Übertragung in die griechische Sprache ihren eigenen geistigen

Vorstellungen angenähert hat. Nirgends konnte sich das Christentum in nennenswertem Ausmaß über den weißen Menschheitsbereich hinaus ausbreiten*.

Die Religionen sind nicht Gestalter sondern *Spiegelbilder* der seelischen Völkerstrukturen — als diese sollten wir sie erkennen und anerkennen. Welche Anliegen immer sie verfechten — die Religionen weisen auf die tief veranlagten „inneren Bildwelten" der Völker hin.

Soweit die Religionen das „Fortleben nach dem Tode" predigen, sind sie — wie wir aus dem Fortbestand der Keimzelle im Falle der Fortpflanzung wissen — sogar unbewußt „Naturreligionen" geblieben.

Gewiß werden Mythen, Märchen und Bräuche, wie sie in jedem Volke von Generation zu Generation fortleben, ebenso wie Glaubenssätze „tradiert" d.h. weitergegeben, aber hier gilt erneut: es kommt nicht auf das Über*geben*, sondern nicht minder wichtig auf das Über*nehmen* an. Übernommen wird nur, was gleichgestimmte Aufnahme d.h. Widerhall findet. Gerade der Bereich der Mythen und Bräuche ist es, in dem auch strenge Religionen die meisten Zugeständnisse machen oder besser gesagt machen müssen, wenn sie Zugang zur Volksseele finden wollen...

*

Nur wenig anderes ist zu sagen über den Bereich der Künste, die zu ihren Breitenwirken ebenso auf die Wechselbeziehung von Ruf und Echo angewiesen sind. Nur *die* künstlerische Einzelleistung besitzt oder gewinnt Bedeutung, die irgend eine Saite des Volksempfindens in Schwingung versetzt. Das gilt sogar für den intellektuellen Künstler der

---

* Daß die Christianisierung etwa der südamerikanischen Indianer nur ein Scheinprozeß war, dazu erhielt ich in Ecuador einen sachkundigen Hinweis; vgl. „Die Welt der Tausend Völker", Seite 372.

heutigen Moderne, der statt eine Überzeugung zu vertreten, nur „provozieren“ will. Die „Provokation“ ist auf einen richtig oder falsch eingeschätzten Volkscharakter gezielt — die Wirkung hängt davon ab, ob ein gemeinschaftlich empfundener „Nerv“ getroffen ist oder unberührt bleibt. Die meisten musikalischen Neutöner stoßen einfach auf Unverständnis — damit ist über sie das Wichtigste gesagt. Mittlere Intelligenzleistungen sind zu allen Zeiten unbeachtet geblieben — es regt sich weder Zustimmung noch Widerspruch. Wer an der Volksmentalität vorbei agitiert, endet in der Belanglosigkeit.

Sowohl ein religiöses wie ein musisches Element dürfen wir gewiß den geistig-seelischen Grundstrukturen der *Gesamt*menschheit zurechnen — die eingetretenen Unterscheidungen betreffen die Ausprägung von Aussage und Wirkung. Ein Glaubenssatz, ein Bildwerk, eine Musik, ein Tanz mögen in Wien Leidenschaften auslösen, während ihnen in Lusaka nur verständnislose Augen und Ohren begegnen.

*

Dem Bereich der Mentalität haben wir gewiß auch das *Rechtsgefühl* zuzuordnen, das in Wirklichkeit die Grundlage aller Rechtsordnungen ist und in ihrer Verschiedenheit einen weltweit erforschbaren, aber nach meiner Kenntnis noch keineswegs ausreichend erforschten, Wissensbereich darbietet. Die Rechtsvorstellung etwa — wie sie im ganzen negroiden Menschheitsbereich lebendig ist —, nach der ein Stamm die Lebens- und auch Wirtschaftseinheit bildet mit Gemeineigentum, über das der Häuptling entscheidet oder das den Brautkauf, genauer gesagt den Töchterhandel, im Grundsatz billigt, führt zu kaum überwindbarer Fremdheit gegenüber dem individualistischen Rechtsdenken und den diesem entsprechenden Gesellschaftsformen, wie sie seit

Jahrtausenden in den europiden Völkern ausgeprägt wurden. Der bei uns entwickelte Eigentumsbegriff hat seinen Ausgangspunkt in einem Leistungsstreben und einem Leistungsstolz wie er den meisten anderen Menschheitsgruppen fremd ist.

In der Untersuchung solcher erbveranlagter geistiger Völkertendenzen wären die Ansatzpunkte einer ernstzunehmenden „Gesellschaftswissenschaft" zu finden. Jede Ordnung setzt angewandtes und anwendbares Recht voraus und dieses Recht muß nicht nur der materiellen Lebensweise, sondern auch der spirituellen Lebensauffassung eines Volkes entsprechen, um innerlich anerkannt zu werden und damit widerspruchsfrei wirksam zu sein.

Konflikte und ihre Ursachen

Mit dieser Bemerkung ist die Skizze dessen, was wir von den Völkern und ihrer Mentalität als gesicherte Kenntnis zu registrieren haben, bei einer Frage angelangt, die in Wirklichkeit keine ist, obwohl sie uns täglich in den Zeitungsschlagzeilen begegnet.

Die „Rassenfrage" — so wird berichtet — beunruhigt Nordamerika, neuerdings auch Großbritannien. In beiden Ländern haben sich die Probleme zwar historisch unterschiedlich entwickelt, sie stimmen dennoch in mancher Hinsicht auch überein.

Der prozentuale Anteil der — wie schon erwähnt — zunächst durch Sklavenimport entstandenen Negerbevölkerung in den USA ist trotz des enormen Wachstums dieses Landes (im Jahre 1790: 3,1 Millionen, heute fast 200 Millionen) ziemlich konstant bei zehn vom Hundert geblieben; es gibt heute etwa 20 Millionen Neger und Negermischlinge in den Vereinigten Staaten. Umgekehrt gelesen: Neunzig Prozent

der Nordamerikaner sind nach wie vor Nicht-Neger. Dennoch wird dieser große Staat zunehmend beunruhigt von der Frage, wie das Zusammenleben mit der farbigen Minderheit sinnvoll geregelt werden soll. Schon seit über hundert Jahren gibt es in den USA keine Sklaverei mehr; die staatsrechtliche Gleichstellung der Sklavenabkömmlinge ist geradezu mit Leidenschaft betrieben worden, die Heranziehung von Negerarbeitskräften in den amerikanischen Nordstaaten insbesondere für die Rüstungsindustrie während der beiden Weltkriege erfolgte zu den gleichen Bedingungen wie die der weißen Arbeiter; dennoch hat noch im Jahre 1965 eine Untersuchung des US-Handelsministeriums ergeben, daß das Durchschnittseinkommen einer Negerfamilie in den Vereinigten Staaten nur etwa die Hälfte des Einkommens einer weißen Familie beträgt*. Und das, obwohl ein amerikanischer Anthropologe mit Recht festgestellt hat, daß die dortige Negerbevölkerung rein körperlich eine „Auslese" darstellt: Nur Gesunde und Kräftige überstanden die seinerzeit unter grausamen Bedingungen durchgeführten Sklaventransporte über den Atlantik. Außerdem sei eine gewisse Portion weißer Gene in die Bevölkerung der Südstaaten eingedrungen**.

---

* „Racial gaps in US Incomes" in „The Times", London 4. 1. 1966.

** „Die Zeit", Hamburg 13. 11. 1964, Bericht über eine Vorlesung des US-Professors William M. Cobb. Inzwischen hat eine in der „Harvard Educational Review" (Ausgabe Winter 1968/1969) veröffentlichtes Testergebnis des amerikanischen Erziehungswissenschaftlers Professor Arthur R. Jensen Aufsehen erregt. Zum Thema „How we can boost I. Q. and scholastic achievement" (Inwieweit können wir Intelligenzquotienten und Schulleistungen verbessern?) stellte Jensen auf Grund umfangreicher Untersuchungen fest, daß

1. bei psychologischen Intelligenztests die Resultate schwarzer und weißer Amerikaner quer durch alle Umweltdifferenzen die ersteren konstant um etwa 15 Punkte ungünstiger lauten;

2. die Abweichung besonders deutlich in der Fähigkeit zur

Das Farbigen-Problem in England ist ganz anders entstanden; es ist neuesten Datums, ein Ergebnis der Auflösung des britischen Empire. Im Zuge dieses Prozesses wurden Bürgerrechte auch den Angehörigen der bisherigen Kolonien zuerkannt, was in den 50er Jahren unseres Jahrhunderts zu einer beträchtlichen Einwanderung von Negermischlingen aus den westindischen Inseln führte, die in den englischen Industriestädten unschwer Beschäftigung fanden. In den 60er Jahren und bis heute drängten außerdem Inder, die aus den ostafrikanischen Ländern vertrieben wurden, nach England unter Berufung auf Verpflichtungen, die die britische Regierung übernommen hatte, um das „Commonwealth“ noch eine Weile aufrecht zu erhalten.

Der Anteil dieser farbigen Einwanderer — derzeit etwa eine Million* — an der britischen Gesamteinwohnerschaft (50 Millionen) ist wesentlich geringer als in den USA, dennoch haben sich bereits zahlreiche örtliche Probleme und Konfrontationen ergeben. Der britische Politiker Enoch Powell, der sich dieser Frage besonders annimmt, verweist u.a. auf die wesentlich höhere Geburtenrate dieser Immigranten und fordert nicht nur einen Einwanderungstop, sondern auch eine Rückführung der Eingewanderten in ihre Heimatländer. Er schlägt dafür großzügige Bedingungen vor. Jeder Familie soll die Rückpassage und ein Geldbetrag von

---

Abstraktion festzustellen ist, auf die unsere Intelligenzerkundung das Schwergewicht legt; und

3. die Negroiden bei reinen Gedächtnistests besser abschneiden.

Jensen kommt zu dem Ergebnis, daß die Intelligenz der Schwarzen erbbedingt anders strukturiert ist. Diese Feststellung, die ein starkes Argument gegen die in den USA durchgeführte zwangsweise Schul-Integrierung formuliert, hat in der amerikanischen Presse Aufregung hervorgerufen, obwohl sie nach dem heutigen Stand der humangenetischen Forschung nur eine Bestätigung dessen bedeutet, was man längst weiß oder wissen könnte!

* Vgl. Artikelserie „The dark million“ (Die dunkle Million) in „The Times“, London 18.—29. 9. 1965.

etwa DM 20000 auf Staatskosten gewährt werden*. Dadurch — nur dadurch — könne England vor einem ähnlichen Rassenproblem bewahrt werden, wie es den USA zu schaffen macht: Dies ist die Forderung des viel beachteten „Powellismus“.

In der Tat sind die aufgetretenen Schwierigkeiten bereits beträchtlich: Sie beginnen in den Volksschulen, in denen die gemeinsame Unterrichtung weißer und farbiger Kinder nicht nur aus Gründen der unterschiedlichen Auffassungsgabe zu Spannungen führt, sondern auch der zeitlich auseinanderliegende geschlechtliche Reifungsprozeß — hierin sind die farbigen Kinder den weißen voraus — ernste Gefahren begründet. Im Arbeitsprozeß zeigen sich ähnliche Probleme. Sie waren früher überdeckt durch die unbezweifelte Überordnung und den Weisungsanspruch des weißen Mannes. Erst seit statt dessen das Prinzip des freien Wettbewerbs gilt, werden mancherlei Erscheinungen und Geschehnisse auf beiden Seiten der Böswilligkeit zugeschrieben, während sie in Wirklichkeit auf angeborene, also nicht veränderbare und auch vom Willen unabhängige Mentalitäten zurückzuführen sind.

Enoch Powell, der sich entschieden dagegen verwahrt, „Rassist“ genannt zu werden, hat in einer seiner vielbeachteten Reden treffend bemerkt:

„Die Kardinalsünde der Regierungen ist es, ihre Politik und ihre Handlungen oder auch ihre Unterlassungen auf die Annahme zu gründen, daß die menschliche Natur in vorhersehbarer Weise und in meßbarer Zeit geändert werden kann.“**

Einen seiner Gegner brachte Powell mit einem ebenso heiteren wie treffenden Vergleich zur Strecke:

„Ein Kind, das in Peking von britischen Eltern geboren wird ist ein englisches Kind und kein Chinese! Diese Tatsache — und sie ist eine Tatsache, was auch immer Narren dagegen sagen —

* „The Times“, London 10. 6. 1969.
** „The Times“, London 19. 1. 1970.

anerkennen bedeutet keine ‚Diskriminierung' irgend jemandes"*,

Seinen grundsätzlichen Standpunkt hat Powell bei dieser Gelegenheit wie folgt bezeichnet:

„Ich weiß, daß wir Engländer unser eigene Identität, unser eigenes Land haben und daß der Instinkt eines Volkes, seine Identität zu bewahren und sein Territorium zu verteidigen, einer der tiefsten und stärksten Instinkte der Menschheit ist."

In der Tat bestätigen die in USA und in Großbritannien — und nicht nur dort — aufgetretenen Rassen-Spannungen nur, was durch Einsicht in die Erkenntnisse der Erbforscher schon längst als unvermeidlich erkennbar war und was wir bereits festgestellt haben: Daß in einer Gesellschaft die eingeborene Existenzauffassung das Wesentliche ist — und daß deshalb *verschiedene* Völker oder gar Rassen in *eine* Staats- und Rechtsform nicht reibungslos eingefügt werden können.

Zum „Volksfremden" rührt sich in uns ebenso wie in anderen Völkern „zu allen Zeiten ein lebendiges Bewußtsein des Gegensatzes", ja es wirkt eine „triebhafte Art, das Eigene zu bevorzugen und das Fremde abzulehnen". (Lemberg a.a.O. Seite 26f., 214f.)

Unser moralisierender Verstand mag diese Verhaltensweise kritisch korrigieren wollen, er muß aber dennoch bereit sein, dieses gruppenpsychologische Faktum als wirkende Kraft im Völkerleben anzuerkennen.

Nur wer die Tatsachen so einsieht und in Rechnung stellt, wie sie wirklich gelagert sind, kann den Weg erkennen, der „trotzdem" ein nützliches Zusammenleben von Verschiedenartigen ermöglicht. Davon wird zu sprechen sein, wenn das Resultat aus dem „gesicherten Wissen" über das Wesen der Völker gezogen wird, das in diesem Abschnitt der Erörterung in seinen Umrissen gezeigt werden sollte.

---

* „The Times", London 10. 6. 1969.

Das Beispiel der jüdischen Volkserhaltung

In den erwähnten Konflikten verdeutlichte sich, wo und weshalb im Staats- und Völkerleben aus biologischen Gründen Reibungen und Konflikte entstehen, und wie schwierig eine Symbiose, ein dauerndes Zusammenleben von verschiedenartigen Menschengruppen zu regeln ist, wenn keine bereit ist zu weichen, oder sich aufzugeben.

In bestätigendem Kontrast verdient das klassische Beispiel einer Volkserhaltung in der Zerstreuung — also unter schwierigsten Umständen — erörtert zu werden: die Lebensgeschichte des jüdischen Volkes.

Die Vorgeschichte seiner Absonderung, also der genetischen Isolierung des Judentums ist ebenso unklar wie die jeder anderen Nation der Gegenwart. Wir müssen uns auch hier mit dem Wissen zufriedengeben, das einigermaßen zweifelsfrei ermittelt ist. Dies ist in diesem Fall nicht wenig.

Schon das Alte Testament kann in mancher Hinsicht als historische Quelle für die jüdische Volksgeschichte gelten — wenn auch sagenhaft und dichterisch verklärt. Der langjährige israelische Außenminister *Abba Eban* hält es in seiner sehr stolz formulierten und bewußt einseitig gesehenen, aber doch aufschlußreichen Darstellung: „Dies ist mein Volk — Die Geschichte der Juden" (Deutsche Ausgabe, Zürich 1970) für erwiesen, daß die „hebräischen Stämme" schon in der Zeit „als sie in Kanaan einfielen, keine primitiven Wüstenwanderer mehr waren". Von da ab habe „die Vorstellung, von einem einzigen Ahnherrn abzustammen, wesentlich zur Erhaltung der Einheit des hebräischen Volkes beigetragen" (a.a.O. Seite 12f.).

Schon Isaak, der Sohn Abrahams, forderte „seinen jüngeren Sohn Jacob auf, Frauen aus der Verwandtschaft zu heiraten, damit die Familienbande nicht reißen". Es ist gewiß eine unter dem Einfluß der Bibeltexte sehr vereinfachte,

aber ihrem Wesen nach wahrscheinlich zutreffende Geschichte einer Volksentstehung, die uns Eban schildert:

„Jakob hat von seinen Frauen Lea und Rahel und deren Mägden zwölf Söhne: Ruben, Simeon, Levi, Juda, Isaschar, Sebulon, Dan, Naphtali, Gad Asser, Joseph und Benjamin. Ihre Nachkommen, die ‚Stämme Israel' oder die ‚Kinder Israel' beziehungsweise die ‚Israeliten', wie sie auch heißen, bilden eine scharfumrissene soziale Gruppe. Sie scheuen sich, kriegerische Bündnisse außerhalb der Gruppe einzugehen und betrachten Kanaan als ihr Land und Erbe. Wenn der Hunger sie nach Ägypten treibt, fühlen sie sich dort als ‚Fremde' oder als ‚Gäste' vorübergehend im Exil."

Es gibt damals noch Absplitterungen, Stammeskriege, Austreibungen und Fremdherrschaften. Vor den ursprünglichen zehn Stämmen Israels gingen fast alle

„in der Bevölkerung ihrer neuen Heimat auf ... In Israel selbst mischten sich fremde Siedler mit der einheimischen Bevölkerung und übernahmen deren Tradition. So entstand eine neue Volksgruppe, die man nach der Hauptstadt Samaria als Samariter bezeichnete ... Später bildete sich in Samaria sogar eine ausgesprochene judenfeindliche Gruppe heraus, die sich gegen die Rückkehr der Juden nach Jerusalem und den Wiederaufbau des Tempels sperrte."

Der „nationale Gedanke" aber war schon damals — etwa 700 Jahre vor Christi Geburt — „allein noch im Stamme Juda lebendig" (a.a.O. Seite 44).

Dieses Nationalbewußtsein war intensiv verbunden mit den religiösen Vorstellungen, die seitdem den Stamm und das Volk Juda durch einen abenteuerlichen Wechsel von Schicksalen nur deshalb zusammengehalten haben, weil in ihnen einerseits Regeln der biologischen Absicherung geradezu zum Gesetz erhoben wurden, andererseits ein festes „Prinzip Hoffnung" wirkte. Die Propheten des Alten Testaments verkündeten nicht nur „daß Israel letzten Endes gerettet wird ... sie konnten sich nicht mit dem Gedanken zufriedengeben, daß Israel lediglich überleben sollte":

„Ihrer Eschatologie lag vielmehr die Idee von Israels Überlegenheit zugrunde. Dabei dachten sie nicht an eine auf Macht gegründete Überlegenheit; Israel soll die Welt nicht durch Waffengewalt unterwerfen, es soll sie allein durch seinen Geist beherrschen".

Noch eine weitere Formulierung Ebans sei im Wortlaut angeführt, weil sie einen historisch bestätigten Vorgang, der bis in die Gegenwart wirkt, in seinen wesentlichen Elementen kennzeichnet:

„Seit der babylonischen Gefangenschaft nimmt Israels Geschichte eine Sonderstellung ein. Viele Völker haben sich auf ihrem Boden trotz vorübergehender Fremdherrschaft ihre nationale Eigenständigkeit bewahrt; aber im Exil hat kein anderes Volk mit solcher Zähigkeit an seiner nationalen und religiösen Eigenart über Tausende von Jahren hinweg festgehalten, daß es daraus die Kraft schöpfen konnte, noch einmal von vorne zu beginnen. Diese außergewöhnliche Kraft, sich in der Diaspora selber treu zu bleiben, ist allein dem Judentum eigen, eben darin liegt seine Einzigartigkeit. Natürlich kam es in Babylon da und dort zur Anpassung. Die das Kollektiv verbindende Idee war gelegentlich von einer gewissen Aushöhlung bedroht. Es gab viele, die, um mit Hesekiel zu sprechen, ‚Göttern aus Holz und Stein' dienten. Aber der größte Teil des Volkes ließ sich nicht beeinflussen, kapselte sich ab. Und so konnte eine Lage, die allen früheren und späteren Erfahrungen zufolge zum Untergang des Volkes hätte führen müssen, zur Stunde seiner Bewährung werden, aus der es neu gestärkt mit neuen Werten hervorging."

Die biologische „Abkapselung" war für die Erhaltung des jüdischen Volkes der entscheidende Vorgang; sie wurde durch das Mittel der Religion bewirkt.

Der sprachliche Zusammenhalt ging im Laufe von zwei Jahrtausenden bis auf Reste der hebräischen Kultsprache fast verloren, ja es entstand im „Jiddischen" unter den in Osteuropa siedelnden Juden eine — aus dem Mittelhochdeutschen abgeleitete — literaturfähige Sondersprache — bis sich im heutigen Israel ein modernisiertes Hebräisch wieder als vereinigendes Sprachband zwischen den Rückwanderern aus allen Erdteilen durchsetzte.

Die biologische Sonderstellung, die sich die Juden bewahrten — das „Ghetto“ war ihnen nicht nur auferlegt, es war auch gewollt* — wurde durch eine starke Familiengesinnung und die aus ihr resultierende Geburtenfreude gestärkt. Die „Bevölkerungsexplosion“ der weißen Völker im 19. Jahrhundert wurde auch von dem mit ihnen in enger Symbiose lebenden Judentum wahrgenommen. Um die

---

* Abba Eban berichtet darüber ebenso offen wie interessant (a.a.O. Seite 141):

„Die Selbstverwaltung der jüdischen Gemeinden in Europa wurde durch den für die mittelalterliche Gesellschaft insgesamt kennzeichnenden Hang zur Abkapselung erleichtert. Daß die Juden von der andersgläubigen Bevölkerung abgesondert leben wollten, galt nahezu als selbstverständlich, obwohl die Rabbiner mit diesem Gesetz auch noch einen anderen Zweck verfolgten. Sie wollten verhindern, daß sich nichtjüdische Lebensgewohnheiten in ihrer Gemeinde breitmachten. Die Juden begrüßten die Zuweisung abgeschlossener Viertel oft selbst als Gunstbeweis, vor allem wenn diese sogenannten Juderias, wie sie in Spanien hießen, in befestigten Orten lagen ... Die durch das Gesetz erzwungene Absonderung der Juden sollte erst später kommen. Sie war, wo immer sie auch eingeführt wurde, stets ein Zeichen dafür, daß sich die natürlichen Schranken zwischen den beiden Gruppen stark abgebaut hatten und die Menschheit eine Verwässerung ihrer Eigenart durch fremde Elemente befürchtete. Vor 1200 jedoch lebten die Juden in fast allen Städten aus freiem Willen in geschlossenen Bezirken, weil sie so die erzieherischen und religiösen Möglichkeiten und die Annehmlichkeiten, die das Leben in einer geistig und gesellschaftlich homogenen Gruppe bot, besser wahrnehmen konnten. Unumschränkter Herrscher im Judenviertel war das Gesetz. Die Gemeindevorsteher und die Justizgewalt genossen das volle Vertrauen der Gemeindemitglieder. Die Verwaltung war nach altem, durch Gesetzesverfügungen neu bestätigten Bräuchen geregelt, deren göttlichen Ursprung alle anerkannten. Hinter dem Wall aus Gesetz und Brauchtum, der einen besseren Schutz bot als der Mauerring, spielte sich das Drama des jüdischen Lebens ab. In ihrer geistigen Festung eingeschlossen, fühlten sich die Juden ihren Glaubensbrüdern in den fernsten Ländern enger verbunden als ihren nichtjüdischen Mitbürgern, deren Probleme und Verhalten sie vielfach nicht begreifen konnten und für deren Kultur, Familien- und Gesellschaftsleben sie wenig Sympathie empfanden.“

Mitte des 19. Jahrhunderts betrug nach Ebans ziemlich präziser Schätzung (a.a.O. Seite 250):

„die Zahl der jüdischen Weltbevölkerung ... rund 4750000, wovon auf Osteuropa 72 Prozent, auf Westeuropa 14,5 Prozent, auf Amerika etwa 1,5 Prozent und auf die orientalischen Länder lediglich 12 Prozent entfielen. Anfang des 20. Jahrhunderts war die jüdische Weltbevölkerung dann bei völlig anderer Verteilung auf zehneinhalb Millionen angewachsen.“

Heute wird die jüdische Weltbevölkerung auf 13,5 Millionen geschätzt*, von denen etwa 5 Millionen in den USA, etwa 3 Millionen in der Sowjetunion und 2,7 Millionen im Staat Israel leben.

Die genannte Gesamtzahl von 13,5 Millionen erfaßt nur diejenigen, die sich als Juden bekennen, nicht die statistische „Dunkelziffer“ der bewußten Assimilanten, die sich mit dem Judentum nicht mehr identifizieren, obwohl sie ihm entstammen.

Dieser Hinweis beleuchtet ein Problem, das für das jüdische Volk in den letzten zwei Jahrhunderten akut geworden ist:

Am 27. September 1791 verlieh die Pariser Nationalversammlung den Juden das Recht der vollen Staatsbürgerschaft und dieses Erbe der französischen Revolution setzte sich anschließend auch in der damaligen deutschen Staatenwelt durch (um 1800 lebten von den 400000 westeuropäischen Juden 300000 in Deutschland). Von *dieser* Seite war die Schranke gefallen; einer Einmischung der verhältnismäßig geringen Zahl westeuropäischer Juden stand nichts mehr im Wege. Kaiser Napoleon I wollte auf dem Gipfel seiner Macht sogar „alle Hebel in Bewegung setzen, daß die dem jüdischen Volk wiedergegebenen Rechte keine Täuschung bleiben, daß es in Frankreich ein Jerusalem vorfinden möge“. Er ließ eine jüdische Notablenversammlung einbe-

* „New York Times“, 7. 6. 1970.

rufen, die dieses Anliegen großzügig regeln sollte. Schließlich trat ein jüdischer Kongreß („Sanhedrin") zusammen, um entsprechend Napoleons Wünschen — dem Kaiser schwebte eine stufenweise Einordnung des jüdischen in das französische Volk vor — religionsgesetzliche Vorschriften zu erlassen:

„Außer in der Frage der Mischehen machte es alle gewünschten Zugeständnisse. Doch gerade auf diesen Punkt legte Napoleon größtes Gewicht. Schließlich einigte man sich auf einen Kompromiß; Mischehen zwischen Juden und Nichtjuden wurden für statthaft erklärt. Obgleich nach jüdischer Glaubensauffassung unzulässig, hafte ihnen, wie das Sanhedrin verlauten ließ, an und für sich kein Makel an. Mit den Beschlüssen des Sanhedrin verzichteten die Juden Frankreichs auf die rabbinische Gerichtsbarkeit, auf Selbstverwaltung und auf die Hoffnung, ins Land Israel zurückzukehren." (Abba Eban a.a.O. Seite 210.)

Dieses kritische Urteil Ebans wird zwar durch den weiteren Ablauf der jüdischen Geschichte nicht bestätigt, aber es weist auf die tatsächliche Gefahr hin, vor die sich das Judentum durch die „Emanzipation" gestellt sah und der es seither auschließlich durch freiwilligen Zusammenhalt entgegenwirkte. Die leidenschaftliche Bewegung des Zionismus, die Ende des 19. Jahrhunderts von Theodor Herzl in Gang gesetzt wurde und ein halbes Jahrhundert später zur Gründung des Staates Israel geführt hat, gründet sich auf die Furcht vor einem jüdischen Volkstod durch Einmischung. Die heute gelegentlich sogar an der Oberfläche sichtbaren Auseinandersetzungen zwischen dem in Amerika verbliebenen stärksten Zweig des jüdischen Volkes und dem in Palästina in Bedrohung lebenden israelischen Volksteil sind in ihrem Kern eine Auseinandersetzung zwischen modernjüdischer Assimilationsbereitschaft einerseits und entschlossener Arterhaltung andererseits.

Wie man im Staat Israel denkt, darüber gibt es keine Zweifel: Die enge Verknüpfung des dortigen Staatsrechts

mit den religiösen Vorschriften des Talmud sorgt für so strikte biologische Absicherung des jüdischen Isolates, daß es derzeit — als Reste aus der oft stürmischen Einwanderungsperiode nach dem Zweiten Weltkrieg — in Israel nur etwa 700 bis 800 „Mischehen“ gibt*, deren Kinder in Schwierigkeiten geraten, wenn die Mutter nicht jüdisch geboren war. Ehen können in Israel nur zwischen Juden geschlossen werden und für diese gilt der gleiche Grundsatz: Jude ist, wessen Mutter Jüdin war. Dem Übertritt eines Nichtjuden zur jüdischen Religion werden so beträchtliche Schwierigkeiten in den Weg gelegt — monate-, oft jahrelange Prüfungszeiten**, Beschneidung männlicher Bewerber usw. —, daß hier kein biologisches Problem entsteht. Es gibt „progressive“ Rabbiner, die gegen diese scharfen Vorschriften und ihre strikte Anwendung argumentieren, aber sie mußten sich vom israelischen Minister für religiöse Angelegenheit scharf zurechtweisen lassen: Diese Bestrebungen würden das Judentum zu einer „Halbblut-Nation“ verfälschen*** — eine unter dem Gesichtspunkt heutiger biologischer Erkenntnisse zutreffende Besorgnis.

Für unsere Studie benötigen wir noch einen weiteren Hinweis zu diesem interessanten Thema: Das Judentum in Israel hat schon in den ersten zwei Jahrzehnten seines staatlichen Auftretens Eigenschaften gezeigt, die man ihm vordem nicht zugesprochen hätte, einfach deshalb weil sie nur im Rahmen eines Nationalstaates wirksam werden können. Sowohl bäuerliche wie soldatische Bereitschaft kennzeichnen den neuen Staat. Nur durch diesen Einsatz konnte er sich halten und nur dadurch wird er sich auf die Dauer halten lassen****.

---

* „The Times“, London 12. 3. 1970.
** „Frankfurter Allgemeine Zeitung“, 18. 6. 1970.
*** „The Times“, London 3. 2. 1966.
**** Vgl. „Die Welt der Tausend Völker“, Seite 63ff.

Volksmord und Volks-Selbstmord

Einer der haftendsten Eindrücke meiner großen Reisen war die erst 1911 wiederentdeckte Geheimstadt der Inka, in den peruanischen Anden — und die Geschichte, die man dazu wissen muß: daß ein amerikanischer Forscher dort, wo diese imponierende städtische Anlage vom Urwald überwachsen und menschenverlassen am steilen Gebirgshang schlummerte, eine Indianerhütte vorfand. Die hier lebenden Leutchen wußten nahezu nichts von dem Geheimnis, das nur wenige hundert Meter von ihrer Wohnstätte entfernt sich kilometerweit in die Höhe und Ferne erstreckte.

Diese Stadt war nicht zerstört, sie war dennoch wirklich tot, weil es keine Menschen mehr gab, denen sie etwas bedeutete, die in ihr leben und wirken wollten. Machu Pichu* ist nicht die einzige unzerstörte und dennoch unwiederbringlich verlorene Stätte menschlicher Kultur; von den Pyramiden Ägyptens zu den imponierenden Bauwerken Mittelamerikas, den Frühfunden auf Kreta und in Mesopotamien — überall begegnen wir Spuren von Menschengruppen die Erstaunliches erbaut und hinterlassen haben ohne selbst bis heute zu überleben. Im Gegenteil: Wenn es auf die Fellachen ankäme, also auf die Masse der ägyptischen Bevölkerung, dann würden die Riesenbauwerke der Pharaonen immer noch unbeachtet vom Wüstensand eingehüllt werden, wie vor der Zeit des napoleonischen Ägypten-Feldzuges. Und dies, obwohl es keinen Zweifel gibt, daß die Vorfahren der heutigen Ägypter mit ihrer Hände Arbeit diese gewaltigen Symbole aufgerichtet haben. Sie taten es freilich ohne geistige Beziehung zu diesen Werken und unter dem Zwang einer Herrenschicht, mit der sie sonst nichts gemeinsam hatten — und die, soviel wir wissen, nicht einmal durch Einmischung

---

* „Die Welt der Tausend Völker", Seite 379f.

in das „niedere" Volk, sondern schlicht durch Aussterben zugrunde ging; ebenso unrettbar und als Menschentypus nicht wiederholbar wie etwa in der Tierwelt die Riesenexen für alle denkbare Zeit aus dem Bereich der Lebewesen ausgelöscht sind. Kein Mutationsprozeß ist denkbar, der genau diese Art wieder neu zu schaffen vermöchte.

Nicht nur Führungsschichten, auch ganze Völker sind bereits auf der Verlustliste der Weltgeschichte verzeichnet: So gibt es keine Karthager mehr, obwohl sie noch in geschichtlicher Zeit mit großer Wirkung in das Weltgeschehen eingegriffen haben.

In diesem Falle wissen wir, was geschehen ist: Die Römer machten nach ihrem Sieg im dritten punischen Krieg die Männer nieder, soweit sie deren habhaft werden konnten; einige Flüchtlinge sollen die Vorfahren der heutigen Rif-Kabylen sein. Die Frauen Karthagos nahmen sie als Sklavinnen nach Rom mit. So mag manches Erbmerkmal der Phönizier an den Gestaden des Mittelmeeres heute noch gelegentlich in menschlicher Gestalt in Erscheinung treten; aber das karthagische Volk hat zu bestehen aufgehört.

Daß es auch Volks-Selbstmorde, jedenfalls solche der schleichenden Art, gibt: dafür liefern manche sog. Führungsvölker d.h. Völker die sich zum Herrn eines Landes aufgeworfen und eine dort lebende „Urbevölkerung" sich dienstbar gemacht haben, die historischen Beispiele. Das übliche Schicksal eines solchen Führungsvolkes ist Untergang durch Einmischung, wenn auch — wie im Falle Ägypten — gelegentlich so extreme Distanzen auftreten, daß nicht ein schleichender Identitätsverlust, sondern Abschließung und Dezimierung das Ende bringt. Dieses kann noch eines äußeren Anstoßes bedürfen — etwa Cäsars Ägypten-Feldzug oder des Germanenvorstoßes nach Rom: das Ergebnis ist das gleiche — eine von besonderen Merkmalen, von deutlicher geistiger Struktur, eben von „Mentalität"

gekennzeichnete Menschenschicht hat aufgehört, sich fortzusetzen. Und damit sind auch die Leistungen beendet, die für diese Menschenschicht kennzeichnend waren.

Niemand mehr wird ägyptische Pyramiden oder minoische Tempel oder Inka-Städte bauen. Und mit den Bauherren von damals ist sogar auch die Technik untergegangen, mittels der jene erstaunlichen Großbauten errichtet worden sind. Wir können Theorien darüber entwickeln und tun es auch. Aber es gibt kein menschliches Lebewesen, das auch nur in sagenhafter Überlieferung seiner Voreltern darüber aussagen könnte, *wie* die Pyramiden erbaut wurden.

Alles Geistige ist an den Körper gebunden — und mit den letzten aufnahmebereiten Ideenträgern stirbt auch der überlieferte Gedanke.

*

Die Geschichte sowohl des mehrtausendjährigen Überlebens eines oftmals dramatisch gefährdeten wie auch die der gestorbenen Völker belehrt uns eindringlich genug darüber, was im Völkerleben geschehen kann und was verhindert werden muß.

Möglich ist der Volkstod, ja der Volksselbstmord; *nötig* ist der bewußte Volkszusammenhalt d. h. ein politisches Verhalten, das in seinen Anforderungen im Laufe der Geschichte schwieriger geworden sein mag. Immer mehr Bereiche des Geschehens bedürfen der Prüfung auf die Frage, ob und inwieweit sie den Volkszusammenhang fördern oder stören, ob sie nach den Gesetzen der biologischen Vernunft zu bejahen oder zu verneinen sind.

Die Wahrheit ist einfach genug, und doch bedarf sie ernster Einsicht, um in ihrer vollen Tragweite begriffen zu werden:

Nur das in seiner *Eigenart* fortgesetzte Volk lebt weiter, wirkt weiter, leistet weiter.

*

Unser Wissen um die biologische Menschheitsgliederung hat sich ausreichend verdeutlicht, um einige Regelsätze zu formulieren:

Erstens: Völker sind Naturtatsachen — Gruppen von Menschen, deren Bandbreite geistig-seelisch-körperlicher Erbmerkmale weithin übereinstimmt, die sich deshalb miteinander „verwandt“ fühlen und übereinstimmend nicht nur sprechen, sondern auch denken und handeln.

Zweitens: Da sich Änderungen der Erbmerkmale nur im Wege der Mutation vollziehen und gegensätzliche geistig-seelisch-körperliche Merkmale sich nicht mischen sondern „mendeln“, ist es nötig, die Völker als „genetische Isolate“ zu erhalten, wenn ihre Leistungsfähigkeit fortgesetzt werden soll und es ist falsch, sie durch Kreuzungen zu bastardisieren.

Drittens: Die geistig-seelischen Erbmerkmale der Völker unterscheiden sich nicht minder stark wie die körperlichen. Die Fähigkeiten eines Volkes und seine wirkenden Antriebskräfte können und müssen *erkundet* werden.

Vom Ausgangspunkt der längst erforschten, wenn auch noch nicht anerkannten geistig-seelischen Erbfixierung der Menschen und Völker ergibt sich eine logische Kettenreaktion: unsere Geschichtsauffassungen müssen ebenso neu durchdacht werden wie unsere weltpolitischen Wunschvorstellungen; die meisten philosophischen Systeme halten den neuerfaßten Tatsachen nicht stand — viele Nebel müssen sich noch teilen; das Bild der „Menschheit“ will zunächst so gesehen werden, wie sie *ist*, erst dann kann sich der Gedanke klären, wie sie sein *sollte*.

Weiße Weltgeschichte

Geschichtsbewußtsein ist eine Vorstellung von der Vergangenheit, die wir als Erfahrung auffassen und die deshalb unser gegenwärtiges Handeln beeinflußt. Nur ein Bruchteil unseres erlernbaren historischen Wissens gehört in den Bereich solchen Bewußtseins — denn nur was uns verwandt ist, dessen einstiges Schicksal beschäftigt und beeinflußt uns; das Fremde bleibt uns fremd.

Man könnte „Geschichte" auch vom entgegengesetzten Standpunkt beurteilen und den Schluß wagen: Überall dort, wo wir Geschichtswissen mit innerem Anteil verzeichnen, wo wir mehr verspüren als distanziertes Sachinteresse; dort dürfen wir auch eine nähere, blutsmäßige Beziehung — pro oder contra — als vorhanden erachten.

Mögen uns die Sinologen auch noch so viele Einzelheiten aus der chinesischen Geschichte berichten: Dieses nicht nur zeitlich und geographisch sondern auch geistig weit entlegene Geschehen beschäftigt uns nicht ernstlich. Es hat uns auch wenig zu „sagen". Wie anders dagegen wirkte der Anstoß der frühen Humanisten als sie die alten Schriften der Griechen und Römer wieder ans Tageslicht förderten und dieses Kulturerbe in der „Renaissance" neu belebten. Der Ruf fand Widerhall, weil es eine Überlieferung verwandten Geistes war, die aus dem erzwungenen Schweigen des Mittelalters nur wieder geweckt werden mußte, um sofort erneut auf Gleichgesinnte zu treffen und sie zu tätigem Beginnen anzuregen.

Die Renaissance bedeutete freilich eine beträchtlich veränderte „Wiedergeburt", denn die Präger und Träger des

griechischen Idealismus wie des römischen Staatsdenkens — zahlenmäßig allzu begrenzte Führungsgruppen — waren als solche untergegangen*, ausgestorben oder von den Eroberermassen der Völkerwanderung aufgesogen, also nicht mehr identifizierbar. Mit der Völkerwanderung war die moderne Weltgeschichte eingeleitet worden. Seit damals der ger-

---

* Professor Hans K. F. Günther hat diese biogeschichtlichen Vorgänge in zwei materialreichen Werken interessant beleuchtet: „Lebensgeschichte des Hellenischen Volkes" (Pähl 1956) und „Lebensgeschichte des Römischen Volkes" (Pähl 1957). Im Schlußkapitel des letztgenannten Buches schreibt Günther über die „Ursachen des Unterganges der Antiken Welt" (a.a.O. Seite 310):

„Zum Untergang des Römischen Reiches hat sicherlich die ungefüge Übergröße des Staates beigetragen, der doch nach seiner Verfassung immer noch eine Erweiterung des lateinischen Stadtstaates der frührepublikanischen Zeit war; zum Untergang hat die Zersetzung der überlieferten Frömmigkeit und Staatsgesinnung Roms durch das sich verbreitende Christentum beigetragen wie auch die Einbrüche der Germanenstämme; der Zusammenbruch der Wirtschaft durch die drückenden Lasten für Heer, Verwaltung und Staatsfürsorge hat dazu beigetragen wie auch die hieraus folgende Münzverschlechterung, doch sind dies alles Nebenursachen oder gar nur Folgen der Hauptursache: der Aushöhlung des italischen Bauerntums, aus dem Rom seine tüchtigsten Familien gewonnen hatte, nur Nebenursachen oder gar Folgen der Hauptursache: der Entvölkerung Italiens bei ‚Ausrottung der Besten' und bei Zuwanderung mindertüchtiger und rassefremder Menschen aus den Ostmittelmeerländern."

Über den biologischen Niedergang des Griechentums urteilt Günther in seiner „Lebensgeschichte des Hellenischen Volkes" (a.a.O. S. 274):

„Das Aussterben hellenischer Gebiete ist von Zeitgenossen dieser Vorgänge beachtet worden. Damals wie heute schreibt man aber die Ursache solchen Aussterbens besonders den Kriegsverlusten zu. Diese waren seit dem Beginn des Peloponnesischen Krieges sicherlich hoch gewesen, hätten aber durch Geburten immer wieder ersetzt werden können, wenn das hellenische Volk überwiegend bäuerlich und kinderreich geblieben wäre wie in seinen Frühzeiten. Das Aussterben der Spätzeit ist überwiegend der Empfängnisverhütung, Abtreibung und Aussetzung zuzuschreiben, dem Zeugungsunwillen."

manische Ansturm auf später deutschem, französischem, englischem, spanischem und italienischem Boden zum Stehen kam, hat sich das Bild des europäischen Kontinents so geprägt wie wir es heute vor uns sehen.

Fast alles, was seitdem gilt in der Welt — nicht nur an Macht, sondern auch an Recht, Geist, Wissen, Kunst, Lebenshaltung geht zurück auf Menschen der europäischen Völker. Ob wir an die großen Staatenformer, an Philosophen und Erfinder, an Dichter und Musiker, an Bahnbrecher des weltoffenen Lebensstils denken: es wäre sinnlos zu behaupten, sie alle seien Engländer oder Deutsche oder Franzosen oder Spanier oder Italiener gewesen — aber unbestreitbar und felsenfest steht doch der Satz: *sie alle waren Söhne europäischer Völker!*

Ja, daß wir überhaupt von einer „Welt" sprechen können, daß unser Blick sich seit Jahrhunderten über den ganzen Erdball ausgeweitet hat, ist allein das Werk dieses leidenschaftlichen Kreises faustisch ins Unbekannte strebender Nationen: es waren nicht Indianer, die über das Meer zu den Küsten Spaniens segelten und nicht Chinesen, die nach Europa vorstießen und nicht Neger, die die britischen Inseln kolonisierten, nein: überall waren es kühne Europäer, die in die Welt hinauszogen — und sie eroberten. Gewiß waren die gerne gebrauchten Formeln von Religion, Humanität und Fortschritt im Munde der europäischen Konquistadoren düstere Täuschungen — meist auch Selbsttäuschungen. In Wirklichkeit wurden durch die europäische Welteroberung und Weltbeherrschung weder Glück noch Frieden verbreitet, an der weltgeschichtlichen Bedeutung der europäischen Leistung auch für die Völker, die erst dieses Anstoßes bedurften und noch bedürfen, um aus der Dämmerung ihres bisherigen Zustandes in das volle Licht des Tages einzutreten, ändert sich damit wenig. Die Weltgeschichte fragt nicht nach dem augenblicklichen Ereignis, sondern nach der bleibenden Wirkung.

Sie bietet auch kein sittliches Wertmaß. Deshalb bedeutet die klare Erkenntnis der historischen Leistung und Stellung der europäischen Völker keine Herabsetzung anderer Nationen. Chinesische Kunst, japanische Treue, indische Philosophie, auch die Naturinstinkte sogenannt primitiver Völker sind Elemente, die für sich bestehen — manche von ihnen sind für uns so unerreichbar und unbegreiflich, wie ihnen unser ganzes Denken und Tun.

Die Erkenntnis und geschichtliche Wertung der Verschiedenheit der Menschen und Völker ist weder ein Freispruch noch eine Verdammung. In rein menschlicher Schau wird das Leben eines frommen Buddhisten gewiß als um vieles erfüllter und sinnvoller zu gelten haben, als das etwa eines britischen Ministers — aber politisch und damit geschichtlich ist das eine bedeutungslos, das andere aber möglicherweise ein Wendepunkt der Weltentwicklung.

*

Bis in die neueste Zeit hat außer den Europiden keine Völkergruppe ein intellektuell faßbares Geschichtsbewußtsein entwickelt.

Das Wissen über Vergangenes ging allenthalben rasch ins Mythische über, wurde zu Märchen, Sagen und Glaubenssätzen umgeformt. Die Ausnahmen: historisch-politische Inschriften auf Denkmälern, die Annalen der chinesischen und japanischen Hofschreiber sind der griechischen Geschichtsschreibung etwa schon eines Thukydides kaum vergleichbar.

Jedenfalls ist der Wissensstoff, den wir uns selbst als „Weltgeschichte" präsentieren, eine *weiße* Weltgeschichte: nicht nur mit unseren Augen gesehen, sondern auch von uns erkundet und gedeutet, gewissermaßen eine Geschichte, die *wir* den Völkern aus den oft dürftigen Materialien, die wir uns bei ihnen selbst besorgen mußten, formuliert haben.

Es sei dabei nicht außer Acht gelassen, daß auch diese Bemühung um eine zusammenfassende Schau des „Menschheitsgeschehens“ kaum weiter als sechs bis sieben Jahrtausende zurückreicht und daß wir von unseren Vorfahren nicht mehr wissen, als gelegentliche Ausgrabungsfunde beweisen oder zu beweisen scheinen.

Mit Bestimmtheit aber dürfen wir das für unser Gegenwartsurteil Wichtige feststellen: daß, was immer heute geographisch richtig aber historisch falsch als „Weltzivilisation“ bezeichnet wird, ohne das Zugreifen, Eingreifen und Ausgreifen der europiden Völkerfamilie nicht Wirklichkeit wäre.

Wie auch immer wir die Vergangenheit betrachten, um aus ihr Schlüsse für die Gegenwart zu ziehen — es ist und bleibt Tatsache, daß die vielen Völker, die diese Erde bewohnen, in ihrer geschichtlichen Wirksamkeit und deshalb auch in ihrer politischen Bedeutung verschiedenes Gewicht besitzen, und daß die Weltgeschichte bis auf den heutigen Tag eine Geschichte der europäischen Nationen war und geblieben ist.

Deren Entstehungsgeschichte ist in Dämmerlicht gehüllt. Die ersten Anfänge haben sich wohl schon bald nach der Völkerwanderung, schon im Verlaufe der frühesten Vermischung zwischen den Eindringlingen und den Einheimischen im Zuge der politischen und sprachlichen Ablösung von der römischen Vorherrschaft herausgebildet. Wir wissen von den neuen Lebens- und Sprachbereichen, die wiederum die volksmäßigen Mischungsprozesse in Räumen abgrenzten. Es vergingen Jahrhunderte, bis sie ins Licht der Geschichte traten als deutlich sichtbare und nicht mehr wegzudenkende Faktoren: die Deutschen, die Franzosen, die Engländer, die Spanier, die Italiener, die Russen, die Dänen, die Schweden, die Norweger, ja später auch die Abgesplitterten wie die Holländer und Flamen. Schließlich die Polen, Tschechen, Ungarn, Rumänen, Bulgaren, Serben, Letten, Esten die Litauer und Finnen — insgesamt eine glanzvolle Liste

historischer Größen. Alle diese Völker wurden im Laufe der Jahrhunderte zur Nation, sie waren es nicht von Anfang an, sondern sie wuchsen als Volk biologisch, sprachlich, ideell und schließlich politisch zusammen und entwickelten damit und dadurch das Gefühl untrennbaren Zusammengehörens, begründeten so den Anspruch auf politische Anerkennung.

In dieser europäischen Völkergemeinschaft — ich bin versucht zu sagen: *nur* in ihr — hat jene Eskalation der Kultur- und Zivilisationsleistungen stattgefunden, die das äußere Gesicht unserer heutigen Welt geprägt hat. Die Betonung liegt auf dem Wort „Eskalation". Unbestreitbar sind auch andere Großrassen und Völkergruppen ähnlich *intelligent* wie die Europiden; woran es ihnen mangelt, ist die Wechselbeziehung und das Ineinandergreifen von Energie, Erfindungsfreude und Nachahmungsbereitschaft; es handelt sich um die nicht einfach meßbare Antriebskraft, den Tätigkeitsdrang, wie er knapp und zutreffend mit dem lateinischen Wort „Impetus" bezeichnet werden kann.

Aller menschlicher „Fortschritt" ist gekennzeichnet nicht nur von der Intelligenz, sondern ebenso von diesem „Impetus". Darunter verstehe ich einen angeborenen Drang zum Tätigwerden. Rudimentür ist er jedem Lebewesen unerläßlich. Schon die Pflanze braucht ein gewisses Maß von Impetus, um durch ihre Wurzel Nährstoffe aufzusaugen. In den Menschenvölkern war und ist der Impetus so unterschiedlich veranlagt, daß die unter ihnen herrschenden Impetus-Differenzen im Nützlichen wie im Gefährlichen als die wirklichen Spannungselemente des Weltgeschehens gelten müssen.

Schon der Übergang vom Wildfrüchtesammeln zum Jäger- und Hirtenleben erforderte ein gewisses Maß von Impetus derer, die die vorangegangene Findung des Feuers und Erfindung seiner Entfachung dazu nutzten, ihren Existenzbereich weit über das bisher Gewohnte auszudehnen. Bereits bei der Jagd auf Tiere und noch verstärkt bei der Tierzucht

müssen Einzelne mit überdurchschnittlichem Mut und Verstand vorangegangen sein; dann haben sie Ihresgleichen ermutigt und überzeugt — dieser Kernvorgang jeglichen menschlichen „Fortschritts“ ist stets gleichgeblieben bis zum heutigen Vordringen in den Weltraum.

Fortschritt: das heißt Voranschreiten von begabten Erfindern, gefolgt von einer Belehrung der Belehrbaren, der Anwerbung oder Nötigung von Brauchbaren, notfalls von ihrer zwangsweisen Heranziehung.

Die Grenzen jeglichen „Fortschritts“ zeichnen sich dort ab, wo versucht wird, auch Ungeeignete zu Tätigkeiten zu veranlassen, die sie weder ausüben wollen noch können.

Zivilisatorischer Impetus ist ohne Intelligenz nicht denkbar, wohl aber Intelligenz mit geringem Impetus. Ohne jeglichen Impetus wäre der Mensch gewiß ebenso wenig lebensfähig wie ohne jegliche Intelligenz. Aber die *Intensität*, vielleicht auch die Tendenz, die Zielrichtung der unbewußt wirkenden Triebkräfte unter Hinzufügung der geistigen Fähigkeiten, einschließlich des Mythen- und Kulturbedürfnisses zur Zusammenfassung aller dieser Komponenten gehört dem Bereich der „Mentalität“ an. Aus der offenkundigen Fortsetzung dieser Mentalität durch eine oft unbemeßbare Folge von Generationen läßt sich zuverlässig schließen, daß „Mentalität“ ein erbveranlagtes, also nur mutativ veränderliches Gruppen- d. h. Rassen- und Völkermerkmal darstellt.

Anders ließe sich nicht etwa so Merkwürdiges erklären, wie z. B. die Tatsache, daß wichtige Erkenntnisse und Erfindungen im europiden Bereich und in China unabhängig voneinander geleistet wurden — hier jedoch mit weitreichender, ja umstürzender Wirkung, in jenem Riesenland hingegen nur im engen Rahmen wirkend. So hat etwa die sachliche Entdeckung der Explosivstoffe, die in Europa und in China unabhängig voneinander erfunden wurden — bei uns enorme Bedeutung gewonnen, dort hingegen blieb sie erstaunlich be-

grenzt. Ähnlich war schon die Erfindung Gutenbergs — der Druck von beweglichen Lettern — in China längst bekannt; in Europa mußte sie nochmals gemacht werden — und von hier aus entfaltete sich die revolutionäre Wirkung dieses Ereignisses.

Es kommt — wir haben bereits davon gesprochen (vgl. S. 106f.) — für Kultur und Zivilisation nicht nur auf die Pionierleistung, sondern ebenso auf die Aufnahme und Weitergabe, biologisch gesprochen: auf die Aufnahme- und Weitergabe-*Bereitschaft* nicht nur Einzelner, sondern *Vieler* an, also auf Rassen- bzw. Völkermerkmale. Bei dieser „Eskalation“ der gegenseitigen Anregung wirken nicht nur praktische Bedürfnisse. Die Verhaltensforscher haben schon beim spielenden Jungtier einen Ansatz von „Neugierde“ festgestellt, der natürlich auch bei allen Menschengruppen angelegt ist — in seiner Intensität aber vom „Impetus“ gesteuert wird.

Die Humangenetikerin Professor Schwidetzky hat bemerkt (a.a.O. Seite 196):

„Der Mensch könnte vom ersten tradierten Steinwerkzeug bis zum vollautomatischen Fabrikbetrieb in seiner genetischen Ausstattung, seiner psychischen Konstitution, seiner schöpferischen Phantasie und Arbeitsgeduld der gleiche geblieben sein; denn er baute in jeder Generation von einer größeren Mannigfaltigkeit von Erfahrungen und Gütern aus weiter!“

Im Lichte des tatsächlichen bisherigen Geschichtsverlaufes muß diese Feststellung genauer ausgedrückt werden: Die „schöpferische Phantasie“ und die „Arbeitsgeduld“ sind *keineswegs* gleichermaßen bei allen Menschen etwa genau so angelegt wie das Seh- und Hörvermögen. Erst die in den geistig-seelischen Bereichen eingetretenen mutativen Veränderungen und Mischprozesse haben die „Weltgeschichte“ in Bewegung gebracht und den heutigen Weltzustand zur Folge gehabt!

*

Mehrere entscheidende historische Vorgänge sind zu konstatieren:

Da war zunächst der vielleicht wirklich nur neugierige, dann aber willensstarke und schließlich herrische Ausbruch des weißen Mannes aus seinen angestammten Lebensräumen in alle anderen Erdteile.

Verschiedenartige Phasen lassen sich unterscheiden: Da waren zunächst die spanischen und portugiesischen Konquistadoren, die vom Goldrausch besessen unter Zurücklassung ihrer Frauen und nach dem ungeschriebenen Gesetz, daß jenseits des Atlantik „alles erlaubt" sei*, einen ganzen Kontinent voll Mischlinge gezeugt und hinterlassen haben — ein überdimensionales Elendsquartier als traurige Bestätigung des Mendelismus und eines der beunruhigendsten Gegenwarts- und Zukunftsprobleme.

Wenn auch nur unbewußt, so war die weiße Expansion nach Nordamerika, in das südafrikanische Kapland und nach Australien biologisch vernünftiger. In diese Zielgebiete drangen weiße Männer *und* Frauen ein; sie begründeten in der neuen Heimat (in Australien war es eine Zwangsheimat) gesonderte Volksgruppen, die — soweit sie eng miteinander verwandt waren — in einen „Schmelztiegel" zusammenwuchsen (die Holländer, Engländer, Schweden, Deutschen in USA, vergl. Seite 100ff.) oder auch draußen ihre Eigenart erhielten und sich getrennt fortpflanzten (wie die Buren und die Engländer in Südafrika).

In Nordamerika war das Vordringen der Siedler in den „Wilden Westen" mit einer unbarmherzigen Niederkämpfung der Indianer verbunden. Im Gegensatz zu Südamerika wurde hier diese Rassenschranke im Laufe der Jahrhunderte strikt beachtet. Sogar heute noch gelten die Indianer in den USA rechtlich als Entmündigte; sie leben in Reservaten, die erst seit einigen Jahrzehnten ungefährdet sind und nunmehr dem

* „Die Welt der Tausend Völker" Seite 435.

Schutz der überlebenden Indianer dienen. Nach neueren Berichten soll die Geburtenrate der nordamerikanischen Indianer wieder ansteigen; deren Volksschicksal scheint den Tiefpunkt durchschritten zu haben. Da nur das völlige Aussterben einer Art ihren absoluten Untergang bedeutet, kann ein Volkskörper sich unschwer biologisch regenerieren. Die Ausweitung kleiner Kerngruppen zu großen Völkern innerhalb einer gewissen Anzahl von Generationen hat sich in der Vergangenheit oft vollzogen; sie kann sich jederzeit und überall wiederholen!

Eine weitere Phase des weißen Weltausgriffs beherrschte vor allem das 19. Jahrhundert und war in imponierender Weise vom britischen Empire bezeichnet. Die Einflußform des modernen „Kolonialismus" hatte nur den Namen übernommen von den fast 3000 Jahren zurückliegenden Koloniegründungen Griechenlands an den Gestaden des Mittelmeers; die Griechen — und nach ihnen die Römer — gründeten Städte und bevölkerten sie auch, freilich ohne sich gegen Mischungen vorzusehen.

Die Engländer verhielten sich anders — und realistischer. Schon um 1800, als sie die Problematik von Mischungen zu erkennen begannen, war und blieb klare Distanz das Merkmal britischer Kolonialverwaltungen. Das bedeutete, daß die von den Engländern vermittelte Zivilisationsausbreitung in aller Regel keine wesentlichen biologischen Strukturänderungen zur Folge hatte. Zunächst war die britische Übersee-Politik überhaupt nur auf Handel ausgerichtet gewesen und hatte sich auf einen nahezu gleichberechtigten Verkehr mit den örtlichen Potentaten beschränkt. Man tauschte Waren aus — und zumindest in Asien war der Wert des Ausgetauschten gegenseitig ausgeglichen. Mit Glasperlen und unterwertigen Tuchen konnten die Londoner Kaufleute zwar mit Negerhäuptlingen einige Geschäfte machen, nicht aber mit dem Großmogul in Delhi. Die Gleichgewichtigkeit wurde erst

durch die in England als erstem europäischen Land einsetzende Industrialisierung entschieden verändert. Die Engländer (und nach bzw. mit ihnen die Franzosen, Holländer, schließlich auch die Deutschen) wurden zu Lehrmeistern und damit in überzeugendem Sinn auch die Herren in den von ihnen nun staatsrechtlich mit Beschlag belegten Gebieten.

Die Grenze dieser Überzeugungskraft war freilich dort erreicht, wo die modern-zivilisatorische Botschaft auf entsprechend begabte und aufnahmebreite Völker traf, wie dies in China und vor allem in Japan der Fall war.

Die Technisierung hat ihren „Siegeszug" eben nicht *nur* der Vorausleistung bedeutender Erfinder, sondern vor allem der breitgefächerten Vervielfältigungsleistung zahlreicher begabter Völker zu verdanken. Sie war und ist das eigentliche Merkmal der „modernen Welt".

Die erste Dampfmaschine zu erfinden — das war noch das einfallsreiche Werk eines Einzelnen gewesen. Zehntausende von vergrößerten und verbesserten Dampfmaschinen zu konstruieren, sie nachzubauen, in Betrieb zu setzen und in Gang zu halten: dazu war ein Heer von Namenlosen, aber dennoch Geeigneten erforderlich — eine Art neuer „Elite". Sie wuchs innerhalb weniger Jahrzehnte aus dem Boden der großen europäischen Völker empor, die sich seither sogar als „Industrienationen" empfinden.

Von wesentlicher Bedeutung für das schließlich rasante Tempo der Technik-Ausbreitung im Lebensraum des weißen Mannes war die Begünstigung, die ihr nahezu in jedem weißen Staatswesen zuteil wurde. Das dabei — wie nie zuvor — zutage tretende Gewinnstreben (seither in seinen Zügellosigkeiten als „Kapitalismus" begriffen) wirkte als kräftiger Motor. Aber auch *diese* Wirkung war ein Ausfluß jenes „Impetus", der in den weißen Völkern sich stärker geltend macht als irgendwo sonst. Es gibt Menschengruppen — ich möchte meinen: die weit überwiegende Mehrheit der der-

zeitigen Menschheit! — denen Gewinnstreben nur einen geringen Anreiz zur Tätigkeit bedeutet und deren wirtschaftliche Leistungen wie seit Jahrtausenden nur unter Zwang zustandekommen, sei es der Zwang der Not oder der Zwang der Herrschenden. Bei Völkern mit stark ausgeprägtem Impetus ist die Lage anders: Sie bedürfen eines Zwanges nur, um den Wettbewerb zu ordnen, um die Chancengleichheit der Tätigen zu sichern, sonst aber muß man sie nur wirken lassen. In solchen Völkern wirkt der Wettbewerb als dynamische Kraft.

*

Diese Bemerkungen haben uns zum Thema der heutigen „Weltgeschichte" geführt: dem in diesem Jahrhundert in selbstmörderische Proportionen ausgewachsenen Rivalitätskampf innerhalb der europäischen Völkerfamilie.

Einerseits ist ihre Vielfalt ein Reichtum: Die so ungewöhnliche Leistungskraft der Europiden hat sich nicht zuletzt aus dem Wettstreit naher verwandter und doch unterschiedlicher Volkscharaktere entwickelt. Daß die Eigenart und das Selbstbewußtsein der europäischen Nationen sich ähnlich dynamisch erweist wie ihr einstiger Ausgriff in die Welt und ihre technisch wirtschaftliche Aktion — das macht ihre Rivalität so hartnäckig und folgenschwer.

Wenn ich von einer „weißen Weltgeschichte" spreche, so bestätigte sich das auch im Hinblick auf die Kriegsgeschichte. Historische Bedeutung hatten bislang nur Kriege, die in oder um Europa geführt wurden oder von Europa ausgingen. Auch Dschingis Khan wäre uns kaum ein Begriff und nahezu gleichgültig, wenn seine und seiner Nachfolger Streifzüge (in denen sich das Mongolentum bis auf wenige Reste biologisch selbst zerstörte) nicht auch unseren Lebensraum bedroht hätte. Ähnliches gilt von den Arabern und den Türken.

Seit die europide Völkergruppe nicht mehr durch Fremdangriffe gefährdet ist (das letzte Ereignis dieser Art: die Belagerung Wiens im Jahre 1683 hatte durch das Bündnis Frankreichs mit dem Sultan bereits eine innereuropäische Komponente!) führen die weißen Völker gegenseitig Krieg in steigend erbitterter Form. Es geht dabei nur gelegentlich um Wirtschaftsinteressen; Opium- und Ölkriege werden anderswo ausgefochten. Es sind Ehrgeiz- und Wettbewerbsleidenschaften, Fragen der Macht, des Prestiges, der Rangordnung innerhalb der weißen Welt, um derentwillen seit Jahrhunderten blutige Auseinandersetzungen durchgekämpft werden.

Diese „modernen“ Kriege — beginnend mit dem „hundertjährigen“ zwischen England und Frankreich bis zum vorerst letzten: dem Zweiten Weltkrieg — waren und sind nicht nur Waffengänge von Fürsten oder Regierungen. Die Leidenschaft, mit denen die meisten dieser Kriege geführt wurden, hat verdeutlicht wie sehr sie Volkskriege waren, Zusammenstöße nicht nur von Nationalinteressen — wirklichen oder vermeintlichen — sondern auch von Nationalcharakteren. Gewiß gab es gelegentlich auch „Kabinettskriege“; sie sind begrenzte Ereignisse geblieben. Die meisten und allein bedeutenden europäischen Kämpfe waren oder wurden Volkskriege, Explosionen unberechenbarer Kräfte.

Diese, nur diese Tatsache machen das Geschehen so beunruhigend in einer Zeit, in der als Folge des letzten großen Zusammenstoßes die politischen Weltverhältnisse so verwirrt wurden wie sie es heute sind.

*

Das weiße Weltgeschehen ist zwar im wesentlichen aber doch nicht ausschließlich durch den Rivalitäts- und Positionskampf innerhalb der europiden Völkergruppe in die Krise der Gegenwart verstrickt worden, auch die vom weißen

Mann zu ungeahnter Perfektion gesteigerte Technik treibt dem Punkt des Wahnsinns zu, der die Rettung durch Vernunft gebieterisch fordert.

Es ist hier nicht nur an die Waffenentwicklung zu denken. Man darf mit einigem Grund damit rechnen, daß die „Supermächte" ihren nach dem heutigen Stand der Dinge unvermeidlichen Rivalitätskrieg nicht mit Atombomben führen werden, die die Kriegsentscheidung nahezu dem Zufall überantworten würden.

In die weiße Weltgeschichte sind neue Gefahren eingetreten: die offenkundige Verseuchung der Natur durch Abfallprodukte der Technik hat sogar die Aufmerksamkeit mancher sonst Sorgloser auf sich gezogen. Die sichtbare Kloakenbildung in den mitteleuropäischen Gewässern, die Gewißheit, in den Straßenschluchten der Städte vergiftete Luft zu atmen, macht auch jene nachdenklich, die von biologischen Prozessen bislang nichts wissen wollten. Man vernimmt sogar schon Aufrufe, die die Weltmeere „retten" wollen. Wer allerdings einmal schon tagelang die riesigen Wasserwüsten etwa des Südatlantik durchfahren und sich von der Weite unseres Erdballes einen Begriff gemacht hat, wird zu unterscheiden wissen zwischen ernster Problematik und utopischer Propaganda.

Die Gefahr der schleichenden Naturzerstörung zeichnet sich in präzisen Umrissen ab: Es ist die *Massierung* technischer Abfallprodukte in den *engen* Räumen, auf die heute fast alle „Industrienationen" angewiesen sind und in denen sie sich zusammenballen.

Der Raubbau an der Natur und in der Natur ist nichts Neues: Das früheste Kapitel dieser negativen menschlichen Betätigung handelt von der Vernichtung der Wälder. So wurde im Mittelmeerbereich im Laufe von 6000 Jahren der Wald auf ein Zehntel des früheren Bestandes reduziert*. In

* Darlington: The Evolution ... a.a.O. S. 85.

Indien ist in neuerer Zeit Ähnliches geschehen. Das Verhältnis von Völkern zum Wald und zur Walderhaltung darf geradezu als Spiegelbild ihrer Intelligenz gelten.

Was sich im Zeichen der Technisierung vollzieht, ist ein ähnlicher Prozeß. Der Unterschied zwischen Nutzung und Verwüstung der Natur ist *quantitativ* bestimmt. Nicht das Fällen einzelner Bäume zerstört den Wald (im Gegenteil: wenn es in vernünftiger Planung geschieht, erhält es ihn); nur die gedankenlose Übersteigerung bedeutet Raubbau — und genau das geschieht derzeit.

Man mag mit neuen technischen Mitteln, mit Hilfe verschärfter Gesetze die heute bei uns so sichtbar in Erscheinung tretenden Vergiftungsbefunde reduzieren — aber die quantitative Kernfrage wird dennoch akut bleiben: Die Industrie-Nationen sind — weil sie sich zusammenpferchen — auf dem Weg der Naturzerstörung bereits am Grenzpfahl der Selbstzerstörung angekommen.

Auch in dieser Hinsicht ist die Fortsetzung der *weißen* Weltgeschichte in Frage gestellt wie nie zuvor, und durch niemand anderen als durch uns selbst.

Scheinwelt der Utopien — Zwangswelt der Täuschungen

Augustinus und Thomas Morus

Die europiden Völker haben zum Menschheitsgeschehen nicht nur die Welteroberer beigestellt sondern auch die Weltverbesserer.

Die Erörterung dieses Tatbestandes könnte ein ironisches Kapitel ergeben, wenn es nicht ein ernstes wäre.

Die Geistesgeschichte der Menschheit müßte erst einmal nach biologischen Kriterien untersucht und neu geschrieben werden, bevor wir auf Erklärungen dafür hoffen dürfen, warum die Philosophen der Europiden sich im Gegensatz zu den mongoliden theoretischen Denkern (bei den Negroiden ist diese Species bislang nicht aufgetreten) von frühen Anfängen an nicht mit Betrachtungen über einzelmenschliches Verhalten begnügen, sondern umfassende Idealzustände für das Diesseits entwerfen und sie als Leitbilder allgemeinen Handelns anerkannt wissen wollen. Dieses leidenschaftliche politische Bemühen europider Philosophen setzte schon bei den alten Griechen ein, es fand in der spätrömischen Zeit im Entwurf eines „Gottesstaates" durch den Heiligen Augustinus eine Fortsetzung, die das ganze europäische Mittelalter beunruhigt hat. Die Auffassung der Geschichte als eine Auseinandersetzung zwischen einem theologisch dirigierten „civitas dei" und dem weltlich orientierten „Teufelsstaat", das auf diese Vorstellung gegründete

Verlangen nach einer Überordnung der Kirche über die weltliche Macht bildete jahrhundertelang den geistigen Hintergrund eines zermürbenden Ringens zwischen Päpsten und Kaisern.

Es ist ein den Europiden offenbar unausrottbar innewohnendes Bedürfnis nach gedanklicher Rechtfertigung ihres Handelns, aus dem sich die erstaunliche Wirkung philosophischer Doktrine auf das politische Geschehen in Europa erklärt. Die Erfahrung der letzten zwei Jahrtausende hat freilich verdeutlicht, daß der hochentwickeltere menschliche Intellekt nicht unfehlbar ist und sehr irrige Fährten anzeigen kann — im Gegensatz zum Instinkt der „Primitiven", die sich zwar gegenüber ungewohnten Gefahren ebenfalls verwirrt verhalten, aber doch nie auf die Dauer in falscher Richtung weiterstreben.

Das Problem liegt darin: einerseits war und ist die Intellektualisierung eine Stärke, ja die unentbehrliche Erfolgsvoraussetzung der Europiden; nur durch sie war die perfektionierte Naturbeherrschung möglich, die das wesentliche Merkmal des heutigen Weltzustandes geworden ist. Aber diese genetisch fundierte, seit einigen Jahrhunderten nahezu gezüchtete Menschenauslese hat auch ihre Kehrseite: Intelligenz verarbeitet in rascher und in logischer Folge die ihr zugänglichen Informationen — falsche ebenso wie richtige. Eine einzige unzutreffende Nachricht kann im hochgezüchteten menschlichen Gehirn ebenso eine Kettenreaktion des Unsinns auslösen wie dies im falschgefütterten technischen Computer der Fall ist!

Die auf mißverstandene Sätze Platos — der griechische Philosoph wollte nur Lehrideale formulieren — gegründete Kampfparole des Augustinus hat Jahrhunderte europäischer Geschichte verwirrt; sie hat dazu geführt, daß sowohl die weltliche als auch die geistige Ordnungsmacht im europäischen Raum zusammenbrachen.

Schließlich endete die geistige Scheinwelt des Augustinus in einer Zwangswelt, gegen die seit der Renaissance jener große Durchbruchskampf der Wissenschaft gegen die Theologie geführt wurde, dessen Ergebnis die „Neuzeit" ist. In ihr freilich hat sich die Auseinandersetzung zwischen intelektuellen Doktrinen, der scheinlogischen Extremisierung von Falschem einerseits und dem was in der Menschenwelt wirklich ist und verwirklicht werden kann, erneut nicht minder scharf zugespitzt, wie es tausend Jahre nach Augustins Tod zu Beginn der europäischen Wende im 14. und 15. Jahrhundert unserer Zeitrechnung der Fall war.

*

Das Wort und der Begriff der „Utopie" ist zwar dem Altgriechischen entlehnt, aber es war doch eine Neuschöpfung: „ou topia" — das „Nicht-Land" d.h. das Land, das nicht existiert — nannte der englische Renaissance-Humanist Thomas More — bekannt unter dem latiniserten Namen Morus — seine im Jahre 1515 entstandene Schrift, in der er einen Ideal-Staat und darin eine Art kommunistische Gemeinschaft schildert. Zwar steht in diesem Staat ein auf Lebenszeit gewählter Fürst an der Spitze, aber sonst gliedert er sich in Sippen, die ohne Geld auskommen, weil es keinen privaten Besitz gibt und die Lebensmittel kostenlos abgegeben werden. Allerdings muß jeder arbeiten, freilich entsprechend seiner Begabung — insoferne denkt Morus in seiner „Utopie" wirklichkeitsnäher als mancher derzeitige Soziologie-Professor. Auch einige weitere Ideen Morus' waren realistisch gedacht. Für den Fall der Übervölkerung sah er Auswanderung und Begründung von Kolonien vor, wie einst die Griechen sie an den Mittelmeerufern sich geschaffen hatten.

Noch heute rechnet man die „Utopie“ des Thomas Morus zu den „geistreichen“ Elaboraten der Weltliteratur (die ihrerseits wieder fast ausschließlich eine europide ist!)

Eine zeitkritische Prüfung der Schrift ergibt freilich, daß Thomas Morus nicht ein Weltprogramm entwerfen sondern zum englischen Hausgebrauch polemisieren wollte. Das wird durch Thomas Morus' weiteren Lebenslauf bestätigt: drei Jahre nach dem Erscheinen seiner aufsehenerregenden Schrift wurde der Utopist Mitglied des geheimen Rates des englischen Königs Heinrich VIII., später sogar dessen Lordkanzler. Er dachte nicht daran, weiterhin eine Art weltlichen Gottesstaates durchzusetzen, sondern bewährte sich als durchaus englischer Politiker. Im Jahre 1535 wurde er zwar auf Veranlassung seines leidenschaftlichen Königs enthauptet, aber das hatte keinen Zusammenhang mit seiner Idealstudie sondern mit Morus' Kritik am abwechslungsreichen Lebenswandel dieser sonderbaren Majestät.

Ebenso wie den Heiligen Augustinus haben wir den (seither von der katholischen Kirche ebenfalls heiliggesprochenen) Thomas Morus wegen seiner Fernwirkung zu notieren: jener hatte dem mittelalterlichen Streit die Stichworte geliefert, dieser ist der Stammvater ganzer Geschlechter von „Utopisten.“

Zunächst schöpften sogar die britischen „Empire-Builder“ aus Thomas Morus eine moralische Rechtfertigung für ihre weltweite Machtausbreitung, die allerdings keineswegs von Bevölkerungsdruck veranlaßt wurde; außerdem aber gilt Morus den Marxisten als Prophet für ihre bis heute betriebene Zukunftspropaganda*.

* Die britischen Imperialisten haben bessere Gründe, sich auf Thomas Morus „Utopia“ zu berufen, denn er formuliert auch manche staatsmännische Weisheit: daß man Kriege möglichst mit fremden Söldern führen, einen Nachbarn des Gegners zum Streit mit diesem veranlassen, dem Kampf durch Anstiftung von Verrat im feindlichen Lager eine günstige Wendung geben solle usw.

Die Erscheinung des Thomas Morus mag als historische Anekdote gelten — ebenso wie die seines Zeitgenossen Machiavelli, der in seinem berühmten Buch „Vom Fürsten" ein Denkmodell der absoluten Zweckpolitik, ausgerichtet auf die Interessen eines persönlichen Regenten, formulierte.

Ernster zu schaffen machten den europiden Völkern ihre modernen Staats- und Geschichtsphilosophen.

„Zu schaffen" machten sie uns deshalb, weil wir selbst „intellektualisiert" sind, weil uns logisch erscheinende Gedankenketten allzu leicht überzeugen. Wenn die Reihenfolge der Schlüsse geregelt erscheint, dann fühlen wir uns verleitet, die vorangegangenen Behauptungen ungeprüft hinzunehmen.

Ein klassisches Beispiel für die ideelle Leichtgläubigkeit der Europiden ist die Wirkung, die der Franzose Rousseau nicht nur auf seine Zeit sondern bis in unsere Tage ausgeübt hat. Es geht dabei nicht um das romantisch-moralisierende Wort „zurück zur Natur", das Rousseau zugeschrieben wird, obwohl er es selbst nie ausgesprochen hat.

Rousseaus Ansicht, die Menschen hätten sich aus einem ursprünglich glückhaften Naturzustand zu den heutigen Verhältnissen herabentwickelt, ist entwicklungsgeschichtlich ebenso wenig haltbar wie spätere Idealvorstellungen von ursprünglich „reinen" Rassen der Menschheit, die sich im Laufe der Jahrhunderte stetig genetisch verschlechtert hätten. Solche Feststellungen mögen im Einzelfall zutreffend sein, eine generelle Entwicklungsrichtung dieser Art zu behaupten, würde bedeuten, die ganze weiße Weltgeschichte der letzten fünf Jahrtausende als Abstieg zu bewerten.

Zu noch ernsterem Fehldenken führte Rousseaus Staatsvorstellung, die er in seinem „contrat social" formulierte: die vom „Staat" repräsentierte menschliche Lebensgemein-

schaft (nach unserer heutigen Einsicht kann sie sich überzeugend nur auf die „Naturtatsache Volk“ stützen) ist für Rousseau lediglich eine durch eine Art „Gesellschaftsvertrag“ gerechtfertigte Apparatur. Die Fiktion des Einzelmenschen als eines unabhängigen Individuums, das gewissermaßen kraft Willensentscheidung der „Gesellschaft“ angeschlossen sei, mag als geistreich gelten, sie ist aber wirklichkeitsfremd, denn der Mensch ist naturgesetzlich ein auf Gemeinschaft angewiesenes, ein Sozial-Wesen. Von der Geburt bis zum Tode bedarf er der Gegenseitigkeit, der Betreuung durch den Verkehr mit Gleichgearteten. Ebenso wenig wie seine eigenen Fähigkeiten und Triebe kann der Mensch seine Zugehörigkeiten wählen; seine Familie, sein Volk sind unveränderbar vorgegeben. Rousseau setzte freien Willen genau dort voraus, wo es ihn ganz gewiß nicht gibt. Gleichwohl beherrscht seine Grundidee vom „contrat social“ das Denken und die Staatspraxis auch noch unserer heutigen Gegenwart.

*

Der Franzose Rousseau wollte vermutlich — ähnlich wie der Engländer Thomas Morus — kein grundsätzliches Rezept entwerfen, sondern mit seinen Thesen nur dem sich „absolut“ gebärdenden Königtum Ludwigs XIV. und seiner Nachfahren („l'etat c'est moi “ — der Staat bin ich) widersprechen; er hat in der Tat die französische Revolution geistig vorbereitet, die elf Jahre nach seinem Tode Ereignis wurde und schließlich in der Erscheinung des Kaisers Napoleon die erstaunlichsten politischen Folgen zeitigte.

Als Sohn dieses Zeitalters und als „preussischer Staatsphilosoph“ lehrte Georg Wilhelm Friedrich Hegel an der Berliner Universität. Er wollte nichts stürzen, wohl aber bleibende Wahrheiten verkünden. Dabei kam er zu dem Ergebnis, „der Staat“ sei „die höchste Stufe der Sittlich-

keit". Hinsichtlich der Religion erkannte er zwar, daß sich in ihr „das Bewußtsein eines Volkes von dem, was ist" ausdrücke, für den Staat aber war ihm das Volk zwar das Material aber nicht die Substanz. Daß die Völker Ursache und ihre Erhaltung Zweck der Staaten sein könnte — dieser aus der tatsächlichen Weltgeschichte hervortretende Gedanke erschien Hegel entweder nicht opportum oder nicht philosophisch genug.

Im Gegensatz zu Hegel gilt Johann Gottfried Herder — auch er noch ein Zeitgenosse der französischen Revolution — nicht als Philosoph, denn er hat kein „System" entworfen, Statt dessen hat er aber eine Fülle von Einsichten in geschichtliche, sprachliche und kulturelle Zustände überliefert, die bis in die Poesie der Völker eindringen — und er hat mit seinen Hinweisen genau das beleuchtet, was die sog. Rationalisten nicht sehen wollten: den üppigen Formenreichtum der Menschheit und die volkliche Gebundenheit aller Kultur. Indem er sie als organisch Gewachsenes erfaßte, nahm Herder unsere heutige wissensmäßige Erklärung intuitiv vorweg. Man darf sagen, daß er der erste Denker der Neuzeit war, der die Wirklichkeit „Volk" intellektuell entdeckt hat.

Als das „Neue und Überwältigende an den Gedanken, die Herder ausgesprochen und in skizzenhaften Entwürfen dargetan hat" beschreibt Eugen Lemberg (a.a.O. Seite 197):

„daß nämlich alle diese bisher gesondert betrachteten und wie Selbstzwecke durchforschten Lebensbereiche, Sprache Dichtung, Musik, Recht Philosophie, Politik, Wirtschaft, Religion usw. Äußerungen eines Volkes seien und damit Ausstrahlungen eines Lebensprinzips, das man wie immer nennen mochte, Volksseele oder Volksgeist oder einfach Volk. So hatte das Volk den Charakter eines Individuums, einer Persönlichkeit erhalten mit einem so reichen und vielfältigen Leben, den Einzelnen so sehr in sich einsaugend, daß er als Einzelmensch wie entwurzelt war, nur verständlich als Teil eines höheren Ganzen, als dessen organisches Glied. Dies vor allem macht die starke Integrationskraft verständ-

lich, die ein so gesehenes Volk auf sich zog, weit überlegen allen anderen, nur aus einem Bereich abgeleiteten Bindungen, etwa staatsrechtlicher, verwaltungspolitischer oder gar religiöser Art."

Herders Botschaft ist in Vergessenheit geraten, sie verdient neue Erinnerung.

„Untergang des Abendlandes"?

Rousseau und Hegel hatten — bei aller sonstigen Gegensätzlichkeit — in der seltsamen Vorstellung übereingestimmt, „der Staat" sei ein neben- oder übermenschliches Lebewesen eigengesetzlicher Art — ein Geisterglaube, der sich in weiteren sog. modernen Denkweisen, z. B. auch in der „Kapitalismus"- und „Proletariats"-Vorstellung fortgesetzt hat.

In Wirklichkeit handelt es sich bei allen zwischenmenschlichen Beziehungen und den Regeln, die sich in ihnen herausgebildet haben und je nach Situation verändern, nur um die Praktizierung von „Menschenmöglichem" d.h. um ein Aktiv- und Sichtbarwerden von Fähigkeiten und Eigenschaften sowohl derer, die „Gesetze" erdenken und durchsetzen als auch jener, die sie annehmen oder sich ihnen unterwerfen oder auch nur sie dulden.

Dementsprechend haben sich dann ja auch in der „Welt der Tausend Völker" überaus unterschiedliche Staatsformen entwickelt und sich den jeweils an sie herantretenden Forderungen mehr oder weniger erfolgreich angepaßt. Auch in der Fähigkeit, nötige Strukturwandlungen vernünftig zu vollziehen und unnötige zu vermeiden, spiegelt sich die Intelligenz von Völkern. Die derzeitigen Staatsorganisationen europäischer Prägung sind im Großen und Ganzen heute nach den Möglichkeiten und Erfordernissen der neueren technischen Entwicklung ausgerichtet, wenn auch diesbezüglich gewiß noch nicht perfektioniert. Außerhalb unseres Völkerkreises (und abgesehen von den ideologischen Hemmnis-

sen in den sog. sozialistischen Staaten, von denen noch zu sprechen sein wird) setzen sich unsere vernunftorientierten Staatsverwaltungs-Methoden — trotz ähnlicher praktischer Anforderungen — nur zögernd und unter oft krassen Umformungen durch.

Dem Beobachtungsfehler, den in Wirklichkeit anlagebedingten d.h. befähigungsabhängigen Leistungen einzelner Menschengruppen eine Art historischen Wunderstatus einzuräumen und ihnen ein Eigenleben — freischwebend im Raum der Geschichte — zuzuschreiben, erliegen die meisten Geschichtsphilosophen.

Nicht einmal ein so geistreicher Denker wie Oswald Spengler ist ihm entgangen. Weil wir alle seit dem Ersten Weltkrieg instinktiv fühlen, daß die weiße Welt in eine Krise geraten ist, wurde schon der Titel seines großen Werkes zur Parole: „Der Untergang des Abendlandes". Die Begründung seiner These ist freilich nicht haltbar: Seine „Kulturmorphologie" geht nicht nur von der Vorstellung aus, daß „Kultur" eine Art Lebewesen und als solches dem Gesetz des Reifens, des Alterns und des Absterbens unterworfen sei. Das ist eine mit Gewißheit falsche Deutung; Spengler hat die Symptome der Gefahr richtig erkannt, aber er hat sie falsch erklärt, weil er die Biologie nicht beherrschte.

Wie eng oder wie weit wir den Begriff auffassen mögen — Kultur ist und bleibt menschliche Gruppenleistung. Ihr Werden und Vergehen ist biologisch an das Werden und Vergehen von menschlichen Begabungszentren gebunden. Diese aber unterliegen — wie wir zuverlässig wissen (vgl. Seite 43 ff.) eben *nicht* dem Werden- und Vergehensrythmus eines Individuums sondern *können* sich in unvorstellbare Zeiträume ebenso fortsetzen, wie die Tapire, falls sie nicht durch Aussterben oder durch Mischung mit kraß Andersartigen biologisch ausgelöscht werden. Daß sich ein solcher Niedergang — insoweit er in Gang geraten ist — kulturell anzeigt, mag

gewiß richtig sein. Aber ein solcher Prozeß ist nicht unaufhaltsam, im Gegenteil: er ist sogar *umkehrbar*! Fast ausgestorbene Individuengruppen *können* wieder zu voller Kraft und Größe heranwachsen; ihr Schicksal ist erst endgültig besiegelt wenn das letzte Paar der Art sich nicht mehr fortsetzt.

Diese schlichte Wahrheit, die nicht oft genug wiederholt werden kann, hat entscheidende Bedeutung gerade für die Kritik unserer Zeit. Kulturelle Leistung — auch die Technik gehört in ihren Bereich, und hier stehen die Europiden noch unbestreitbar mitten in voller Kraft — ist gebunden an die Lebensstärke und Fortpflanzungsbereitschaft der Kulturträger. Wer anderes behauptet irrt, weil er nicht sorgfältig genug beobachtet hat. Das in seiner Anlage und Durchführung gewiß eindrucksvolle Gedankengebäude Oswald Spenglers krankt ebenso wie das seines weniger geistvollen aber dafür apodiktisch auftretenden Nachfahren, des englischen Historikers Toynbee daran, daß es auf schütterer Grundlage errichtet ist*. Beide freilich waren sich bewußt, daß sie zur

---

* Professor Darlington äußert sich ironisch über diese Art von Geschichtsphilosophie (Darlington: Die Gesetze des Lebens a.a.O. Seiten 194 und 305):

„Von Marx bis Spengler und von Buckle bis Toynbee hat der Historiker versucht, irgend eine Art beschränkten ‚freischwebenden' Determinismus zu schaffen; ein sauberes handliches System, mit dem sich arbeiten läßt. Es muß sich durch äußere Bedingungen oder durch die Ideen der Menschheit oder des Historikers selbst nach Belieben drehen und wenden lassen ...

Toynbee hat in seiner ‚Study of History' die Ansicht ausgesprochen, daß die Größe der Nationen nicht auf irgendeine bleibende genetische oder rassische Eigenschaft zurückzuführen sei, in der sich die eine von der anderen unterscheide — falls es überhaupt solche Eigenschaften gebe. Nach Toynbees Anschauung erwächst jede große Leistung aus den Anforderungen der Umwelt. Die Reaktion auf Schwierigkeiten veranlaßt die Völker zu großen Anstrengungen, aus denen große Kulturen geboren werden. Ein Gedanke, mit dem man einverstanden sein könnte! Aber wurde nicht auch die Giraffe Lamarcks von der Umwelt ‚herausgefordert' sich einen so langen Hals wachsen zu lassen?"

Menschheitsgeschichte „Thesen“ formulierten; nach dem von Hegel entworfenen Prinzip der Dialektik mochten sie erwarten, daß im Widerstreit zu ihren Vorstellungen „Anti-Thesen“ entworfen werden und in einer „Synthese“ sich eine neue Wahrheit darstelle.

Dieses Rezept intellektueller Auseinandersetzung hat dort seinen Platz, wo über geistige Spekulationen gehandelt wird. Die Dialektik ist ein Mittel der Geisteswissenschaft; sie findet ihre Grenzen, wo das gesicherte Wissen beginnt.

Die Naturwissenschaft, die mit beiden Füßen auf dem Boden steht, kann mit dialektischen Methoden wenig oder nichts beginnen, denn sie arbeitet mit den Mitteln der Beobachtung und der Nachprüfung.

In der Deutung des Beobachteten und Nachgeprüften mögen die Meinungen auseinandergehen und aufeinanderstoßen; je genauer beobachtet und je sorgfältiger geprüft werden kann, um so enger wird der Raum der möglichen Diskussion. Schließlich ergeben sich Gewißheiten, gegen die nur Unvernünftige weiterstreiten. Das hierzu Einschlägige ist bereits unter dem Stichwort des „Wissensverzichtes“ gesagt worden ...

Das Recht, sich eine Scheinwelt auszudenken und für sie kategorisch aufzutreten, endet für den redlichen Intellektuellen dort, wo der Bereich des Wirklichen sichtbar geworden ist.

Die Leistung der „Liberalen“

Es muß hier ein Wort über das „Liberale“ Denken, die Freiheitsforderung der letzten zwei Jahrhunderte eingefügt werden. Daß auch hier nahezu ausschließlich eine Fragestellung europider Menschen und Völker vorliegt, sei nur am Rande verzeichnet. Nirgends sonst ist „Freiheit“ für Menschen und Völker so leidenschaftlich gefordert und durch-

gesetzt worden, nirgends sonst wurde über die Freiheitsidee so gründlich nachgedacht — bis zur Erkenntnis, daß es nicht nur um die Freiheit „wovon" geht, sondern nicht minder um die Freiheit „wozu".

Diese letztere Richtung der liberalen Forderung war die geschichtsträchtige. Erst die Durchbrechung der starrgewordenen Schranken des Gottesstaats-Begriffes, der in seinen letzten Ausläufern in das Gottesgnadentum von Duodez-Fürsten gemündet war, hat den Weg freigemacht zu den heutigen Leistungen der sog. Industrie-Nationen.

Vor dem trat allein der Tapfere hervor; der Adel der Germanenzeit und des Mittelalters hatte sich seinen Führungsanspruch erworben aus der Sicherheit, die er seinen Schutzbefohlenen bot. Je weniger diese Funktion nötig war und erfüllt werden konnte, um so weniger überzeugend wurde das darauf gestützte politische System. Als erstes emanzipierten die europäischen Städte — sie wurden Sammelpunkte von anders Begabten, von Handwerkern und sonst Bildungsbeflissenen.

Schließlich wurde auch die Ordnung der Zünfte und Schichten zu eng für die Aufgaben, die aus dem Bereich der Erfinder und ihrer Nachahmer, der Entdecker und ihrer Nachfahren emporstrebte — neue Auslesen aus den Begabungsvorräten der Völker waren gefragt und erhielten Gelegenheit sich zu bewähren. Den „Tüchtigen freie Bahn" zu schaffen: das war das wohlbegründete und berechtigte Anliegen des „Liberalismus", dies bleibt seine historische Leistung. Was sich an intellektuellem Beiwerk darum rankte und daran anschloß, war und ist von zweifelhafter Bedeutung.

Das „freie Spiel der Kräfte" ist angesichts der Fülle neuerschlossener Tätigkeitsbereiche gewiß das vernünftigste Prinzip, um jene Dynamik des Produzierens zu erzeugen und zu erhalten, die mit der Technisierung möglich geworden und für sie nötig geblieben ist. Das altpreußische „suum cuique"

— Jedem das Seine — bekam und behielt bis heute eine neue aktive Bedeutung. Es geht darum, den Einzelmenschen seinem begabungsidentischen, also dem individuell und für die Allgemeinheit bestmöglichen Leistungsbereich zuzuführen.

Das war und bleibt auch nach den heutigen biologischen Einsichten eine gesunde allgemeinwichtige Forderung: Durch Überwindung aller einengenden Schranken jedem Talent seine Chance zu geben, dem Wettbewerb der Tätigen ungehinderte Entfaltung zu sichern.

Dieses liberale Prinzip, das unter den europiden Völkern den kühnen Fortschritts-Durchbruch zur Moderne ermöglicht hat und dadurch historische Überzeugungskraft gewann, ist freilich kein Allerweltsmittel. Es funktioniert nur in den Völkern, deren Tätigkeitsimpulse für wirklichen „Wettbewerb" stark genug ausgeprägt sind. Ein nüchterner Weltüberblick führt zu einer vorsichtigen, wahrscheinlich noch zu optimistischen Schätzung: Die Selbstregulierung des Allgemeinwohls durch das „freie Spiel der Kräfte" ist in mehr als der Hälfte der derzeitigen Menschheit deshalb nicht zu erwarten, weil dort Leistungen nach europiden Maßstäben weder aus freiem Willen, noch durch materiellen oder moralischen Anreiz sondern nur unter Zwang und auch damit lediglich im Rahmen begrenzter Begabungen zustandekommen.

Daß das genannte zahlenmäßige Verhältnis derzeit in Veränderung — jedoch nicht in günstiger Veränderung — begriffen ist: auch davon wurde bereits gesprochen.

Wir sind an einer Schwelle der Zeiten angekommen und genau jetzt ist unser Schritt unsicher geworden.

Gesellschaft oder Gemeinschaft?

„Mit Worten läßt sich trefflich streiten, mit Worten ein System bereiten" — mit diesem Mephisto-Satz hat einst Goethe die Philosophen seiner Zeit charakterisiert; die Sen-

tenz drängt sich ins Gedächtnis gegenüber der heute lautstärksten der Geisteswissenschaften, der sog. Gesellschaftslehre in ihrer derzeitigen Erscheinungsform.

Das eigentliche Anliegen der Soziologie ist knapper Lexikonsaussage zufolge:

„die Beschreibung der Zustände, Formen und Inhalte vergangener und gegenwärtiger Gesellschaften, die Herausarbeitung treffender Grundbegriffe (Kategorien), die Beobachtung von regelmäßigen Zusammenhängen, Gesetzmäßigkeiten und Entwicklungstendenzen. Insbesondere untersucht die Soziologie auch die Rückwirkungen der jeweiligen gesellschaftlichen Zustände auf die Eigenschaften und Verhaltensweisen der Menschen"*.

Die „Gesellschaft" ist das Gegenwartsschlagwort der europiden Intellektuellen geworden — vor allem derer, denen es eine Lust ist, „mit Worten ein System zu bereiten". Die Soziologen von 1970 haben vergessen, daß vor fast hundert Jahren ein Begründer ihres Faches, der Kölner Soziologe Professor Ferdinand Tönnies, mit scharfem Blick bereits Unterscheidungen getroffen und Grenzen gezogen hat, die diese Wissenschaft auch im naturwissenschaftlichen Weltbild noch bestehen läßt und sie nicht — wie es nun der Fall ist — zu wirklichkeitsfremden Vorstellungen und hybriden Ansprüchen verleitet.

Den Begriff der „Gesellschaft", der im deutschen Wortlaut von mittelalterlich-handwerklichen „Gesellen" d.i. „Saalgenosse" abgeleitet ist, hat Tönnies in seinem grundlegenden Werk „Gesellschaft und Gemeinschaft" auf diejenigen zwischenmenschlichen Beziehungen und Ordnungen *beschränkt,* die nicht auf naturhaft-organischen *Bindungen,* wie Familie und Volk, beruhen, sondern auf *Zwecke* ausgerichtet sind, denen der Mensch *nicht* mit seinem ganzen Wesen, sondern nur mit *Teil*interessen angehört. Tönnies glaubte eine Entwicklungsrichtung von der biologischen zur

* „Der Große Brockhaus" 11. Band, Wiesbaden 1957, Seite 57.

gesellschaftlichen Bindung feststellen zu können. Dafür gibt es in den Lebensverhältnissen der sog. Industrienationen gewiß manchen Hinweis; der Begriff der „Umweltschädigung“ ist den Biologen geläufig. Immerhin verfiel jener 1936 verstorbene Altmeister der Soziologie nicht in den Irrtum, die Existenz erbfixierter menschlicher Verhaltensweisen ausgerechnet in einem Zeitpunkt zu leugnen, in dem ihre programmierende Bedeutung immer präziser nachgewiesen wird.

Die ursprüngliche, heute jedoch in die Vergessenheit gedrängte vernünftige Auffassung von der Soziologie könnte dank ihrer Beobachtungs- und Entwicklungsmethoden zu einer aufschlußreichen modernen Völkerkunde führen und insoweit politische Entscheidungshilfen von großer Bedeutung liefern. Die Soziologen der Gegenwart tun dies nicht, weil sie vom Wunschbild eines nicht mehr von seinen Erbanlagen bestimmten, sondern von äußeren Umständen „geprägten“ und durch Veränderung dieser Zustände dressierbaren Universalmenschen geblendet sind. Ohne ihre Augen auch nur eine Sekunde lang in die wirkliche Menschenwelt mit ihrer erbfixierten Variationsbreite vom Eskimo bis zum Australneger zu richten und die Tatsache zu beachten, daß eingetretene biologische Differenzierungen nicht wieder zurückgespult werden können, stellen die Soziologen schlicht „alle Menschen auf eine Stufe, als wäre die Menschheit aus einem Guß, eine breiige Masse“ (Darlington).

Im Lichte des modernen lebensgesetzlichen Wissens muß man heute noch entschiedener, als es Tönnies bereits im Jahre 1887 getan hat, die „Gesellschaft“ gedanklich absondern von der Gemeinschaft. „Gesellschaften“ sind Zufallsprodukte, Interessenvereinigungen, die aus Situationen entstehen und mit den Situationen wechseln. Sie können lange, aber auch nur sehr kurz andauern. Als ich meine, in der „Welt der Tausend Völker“ besprochenen Seereisen unternahm, gehörte ich für einige Tage oder Wochen der „Gesellschaft“

eines Schiffes an, war an dessen Schicksalen gleichermaßen beteiligt wie der chinesische Koch oder der malaische Tellerwäscher. Das bedeutete noch keineswegs, daß ich mich im Seenotfall ebenso wie diese verhalten hätte; vermutlich hätten sie sich gewandter gerettet. Jede Krisensituation bringt die Erbveranlagung — in diesem Fall auch hinsichtlich der körperlichen Konstitution — durch alle Zivilisationsüberlagerungen wieder kraß zum Durchbruch.

Im großen geschichtlichen Bereich bot das Deutschland der 50er Jahre unseres Jahrhunderts dafür ein klassisches Beispiel:

Als die Millionen Flüchtlinge aus den deutschen Ostgebieten in die Bundesrepublik einströmten, waren sie zweifellos geradezu eine „Klasse" von Enterbten und Beraubten. Aber schon innerhalb eines Jahrzehnts ist diese ursprünglich bestehende Übereinstimmung aufgelöst worden durch eine erneut dauerhafte Sortierung nach Begabung und Willenskraft. Schon heute bilden die „Flüchtlinge" keine erkennbare Sondergruppe mehr in der bundesdeutschen „Konsumgesellschaft".

Mit unserem Wissen über die menschlichen Erbanlagen und ihre Dauerwirkung sind solche Vorgänge rational unschwer zu begreifen. Es gehört eine beträchtliche Portion Unverfrorenheit dazu, aus soziologischen Situationsbeobachtungen, die etwa in den USA oder bei uns an einigen Bevölkerungsgruppen unternommen werden, allgemeingültige Schlüsse zu ziehen und aus derart begrenzten Unterlagen „Menschheitsmodelle" zu konstruieren. Nicht einmal auf dem merkantilen Gebiete stimmen solche Rechnungen; nur wenige Produkte der Landwirtschaft oder der Industrie kann man *allen* Menschen schmackhaft und begehrenswert machen.

Der Verhaltensforscher Professor Lorenz hat sich ebenso schlicht wie treffend ausgedrückt:

„Die Soziologie muß Anschluß an die induktive (d.h. an die tatsachenforschende) Naturwissenschaft finden“*.

Genau diesen Anschluß suchten die „modernen“ Soziologen bislang keineswegs; im Gegenteil, sie vermeiden krampfhaft jeden Blick dorthin, wenn sie vom Postament ihrer Trugschlüsse herab Forderungen für „Weltveränderungen“ verkünden.

Dies tun sie nicht nur mit Anmaßung sondern auch mit Unduldsamkeit. Hier drängt sich wieder die Erinnerung an die geistige Situation des Spätmittelalters auf. Die Widerstände, denen sich die Erbbiologen seit Jahrzehnten gegenübersehen, die oft geradezu fanatische Verhinderung oder Verfälschung der öffentlichen Unterrichtung über die Bedeutung der Vererbung im menschlichen Dasein: das alles zeigt fatale Parallelen zu den Methoden der damaligen Vergangenheitsverfechter. Auch heute ist es manchem „Soziologen“ weder um die Wissenschaft noch um die Menschheitsverbesserung sondern schlicht um die weitere Wahrung zweifelhaft gewordener Positionen zu tun.

Die Erkenntnisse der Psychologie und die Irrtümer des Siegmund Freud

Einflußbeflissene Umdeutung und intellektuell-phantastische Ausweitung einer in ihren Anfängen nüchternen und erfolgversprechenden Wissenschaft mußte neben der Soziologie auch die Psychologie erleben und überleben.

Insoweit die Psychologie — ein aus dem Griechischen abgeleitetes Wort, das mit „Seelenkunde“ verdeutscht werden kann — auf dem Wege des Experimentes geistig-seelische

---

* Konrad Lorenz: Über tierisches und menschliches Verhalten, Band II, München 1965, Seite 253.

Eigenschaften von Menschen und Menschengruppen ermittelt, hat sie sich als eine ebenso nützliche wie geistreiche Wissenschaft erwiesen. Ihre konkreten Aussagen, die sie aufgrund von sorgfältig angeordneten „Tests“ zu machen versteht, sind in aller Regel zutreffend. Sie können es sein, so lang sie sich auf klar umrissene Aufgaben beschränken.

Die Aussagen der experimentellen Psychologie über Intelligenz, Leistungs- und Entwicklungsfähigkeit eines Menschen haben längst praktische Bedeutung gewonnen. Es handelt sich um verfeinerte Methoden des Auslotens der angeborenen geistig-seelischen Eigenschaften; ein weites Feld von einschlägigen Kenntnissen ist bereits ermittelt, weitere können noch erschlossen werden. Die besondere Leistung der Psychologie ist es, daß sie auch verdeckte Fähigkeiten und Entfaltungsmöglichkeiten erkennbar macht — sogar schon im frühesten Kindesalter. Dieses wissenschaftliche Wirken gründet sich natürlich auf die Tatsache, daß der Mensch „fixiert“ ist: wäre dies nicht so, würde sein Charakter (dessen Verdeutlichung das Arbeitsfeld der Psychologie ist) ernstlichen Schwankungen und Veränderungen — außer den lebensgesetzlichen der Jugend, der Reife und des Alters — unterliegen: dann könnte keine brauchbare Aussage der Psychologie zustandekommen. „Diplompsychologen“ — dieser akademische Grad ist seit 1941 in Deutschland eingeführt — sind weder Hellseher noch Propheten. Sie arbeiten nach sicheren Erfahrungsmaßstäben und ihre Aussagen über das „Programm“ eines Menschen gelten deshalb als zuverlässig. Die Psychologie kommt zwar in ihren Anfangsstadien von der Philosophie her, aber sie hat ihre Bedeutung dadurch gewonnen, daß sie den Anschluß an die Naturwissenschaft gesucht und gefunden hat. Die ursprüngliche „Eigenbeobachtung“ ist in der Psychologie längst abgelöst worden durch die allein zu sicheren Aussagen führende echte Forschung mit Versuchspersonen.

Aus der Psychologie der Individuen hat sich das heute nahezu verschwiegene, wenn auch unverändert wichtige Forschungsgebiet der „Völkerpsychologie" entwickelt — auch dies ein Wissengebiet, das zu einer Modernisierung der Völkerkunde noch Beträchtliches zu leisten hat.

In den Grenzbereich des Irrtums führt freilich bereits die durch einige faszinierend geschriebene Bücher populär gewordene Forschungsrichtung der „Massenpsychologie" — irrtumsanfällig nicht deshalb, weil es etwa keine Erscheinungen dieser Art gäbe, sondern weil auch die „Masse" nicht überall dieselbe ist. Es mag einige übereinstimmende Verhaltensweisen geben, die für „Massen" von Deutschen, Ägyptern, Japanern, Zulus usw. gleichermaßen gelten: aber die bekannten Texte zur „Massenpsychologie" werden erst zuverlässig, wenn wir die fehlenden einschränkenden Vokabeln davorsetzen; erst eine rassen- und völkerdifferenzierende Massenpsychologie wird uns die offenkundig unterschiedlichen Massenpsychosen brauchbar erklären können.

Die sichtbaren und meßbaren, dauerwirksamen psychologischen Tatbestände werden zwar nicht ausdrücklich bestritten, wohl aber schon im Denkansatz geleugnet von der sog. Tiefenpsychologie in ihrer derzeitigen Lehre: d.h. im Bereich der Anschauungen, die der gewiß geistreiche Wegweiser in diese Zone, der ursprünglich aus der Psychiatrie kommende jüdische Arzt Sigmund Freud in seiner „Trieb-Lehre" formuliert hat.

Freud verstrickte sich in den üblichen Irrtum der Geisteswissenschaftler: daß sie das eigene Ich als Beobachtungsgegenstand vornehmen und ihr inneres Spiegelbild in ihren Forschungsbereich projizieren. So entwickelte er die These, daß *alle* unterbewußt wirkenden seelischen Antriebe des Menschen sexueller Natur seien.

So gewiß eine „Triebdynamik" im Menschen ebenso wirkt wie bereits im Tier: der „Pansexualismus" Freuds hat schon

seine Schüler in Zweifel versetzt. Sie fanden, daß außer der „Libido“ (der sexuellen Begierde, die Freud als zentrale unbewußte Energiequelle des Menschen begriff) auch andere Triebe das menschliche Verhalten unterbewußt lenken, so etwa ein Machttrieb, das Bedürfnis nach Sicherheit u. a. Von Soziologen ist mittlerweile auch der „Neid“ als menscheitsuniformer automatischer Antrieb notiert worden. Zweifellos läßt sich ein noch umfassenderer Katalog von seelischen Bedürfnissen aufstellen, deren Befriedigung ohne bewußten Willenseinsatz angestrebt wird — vielleicht handelt es sich wirklich um Erbanlagen allgemeinmenschlicher Art. Sicherlich kann als wahr unterstellt werden, daß jedes Lebewesen mit dem Fortpflanzungstrieb ebenso ausgestattet ist wie mit dem Selbsterhaltungsverlangen und einem Durchsetzungsbedürfnis gegenüber Widerstand und Konkurrenz.

Bei Mensch und Tier setzt jedoch die Differenzierung offenkundig bereits hinsichtlich der *Intensität* ein, mit der der unterbewußte Trieb sich geltend macht; schon bei der noch vielfach instinktiven Auswahl der Mittel zur Triebbefriedigung ist dann bereits die volle Variationsbreite unterschiedlicher Merkmale der Lebewesen offenkundig.

Die Theorien Freuds und seiner Nachfahren wären nicht weiter erwähnenswert, würde es sich einfach um Beobachtungen und ihre Interpretierung handeln. Der Anspruch der „Psychoanalyse“ greift weiter aus. Freud wollte „nicht nur die Natur verstehen, sondern auch sie umwandeln“ (Darlington). Hemmungen im Ausleben der (von ihm — wie erwähnt — nur sexuell begriffenen) Triebe führen nach seiner Ansicht zu seelischen Dauerwirkungen, zu „Verdrängungen“, für die die Psychoanalytiker das Heilverfahren des Abreagierens anbieten.

Auch gegenüber dieser allzu vereinfachten Therapie haben bereits Freuds Schüler Kritik angemeldet; so wies der Schweizer Psychologe C. G. Jung daraufhin, daß die seelische

Verarbeitung von Erlebnissen durch vererbte urtümliche Wahrnehmungs- und Handlungsbereitschaft bestimmt wird. Jung glaubte sogar, in großen „Träumen" eine Übereinstimmung mit Symbolen des Mythos und der Märchen entdeckt zu haben d. h. also ein rasse- bzw. volkstumsgekennzeichnetes Unterbewußtsein.

Um Freud hinsichtlich seiner „Verdrängungs"-Lehren zu berichtigen bedarf es nur der (ebenfalls aus Jungs Forschung stammenden) Unterscheidung zwischen „introvertierten" und „extravertierten" Menschentypen: ihre seelische Energie ist nach „innen" oder nach „außen" gerichtet, sie reagieren deshalb auf die gleichartigen Erlebnisse durchaus verschieden wie dies ja auch bereits im Bereich der „Temperamente" der Fall ist. Daß der „Archetypus" (wörtlich: das Urbild) der Intro- oder Extraversion erbveranlagt, also ebenso für Lebenszeit bestimmt ist wie das Temperament — das bestreiten nicht einmal die Psychoanalytiker.

Bei etwas tieferer Einsicht verflüchtigt sich das Freudsche Menschenbild, das von einer Summe von Zufällen bestimmt wäre, gegenüber dem erbgeprägten Charakter, der unverwechselbar in seiner Art reagiert.

Die Breitenwirkung der Freudschen Thesen, die im Gegensatz zur experimentellen Psychologie sich nicht auf exakte Forschungen stützen, beruht wohl auf der Neigung egozentrischer Menschen, sich selbst als Denkmittelpunkt zu nehmen — eine Sonderform der Hysterie.

Verwirrend wirken Freuds Parolen durch die Ausdeutungen, die seine Lehre von den „verdrängten Trieben" heute dort findet, wo in Anbetracht der Weltlage aller Anlaß zu nüchternem Gegenwarts- und Zukunftsdenken besteht. In Nordamerika und in Europa hat die Vorstellung, daß die „Befriedigung von Lust" als Gegenwirkung gegen den „Aggressionstrieb" geboten und sogar moralisch gerechtfertigter sei als die Weiterentwicklung des überkommenen

Leistungsstrebens, zu einer Krise aller Wertvorstellungen bei denen geführt, auf deren geistige Potenz es heute mehr denn je ankommt.

Zu den ins Groteske verirrten Nachwirkungen der Freudschen Theorien haben wir die intellektuellen Scheindiskussionen um den Begriff der „Autorität" zu rechnen. Weil man im Geiste Freuds unterstellt, daß jegliche ausgeübte Macht „Unterdrückung" bedeute und „Verdrängungen" hervorrufe, zielt die Forderung von angeblich „Fortschrittlichen" dahin, daß — auch um den Preis der Ordnung — Autorität abzuschaffen sei, wo immer sie sich geltend mache.

Es handelt sich um ein klassisches Beispiel intelligenter Gedankenlosigkeit. Eine nur angemaßte und nicht auf geistige oder praktische Überlegenheit und Bewährung gegründete Autorität ist noch niemals unangefochten geblieben. Insoweit „anti-autoritäre" Aktionen sich gegen Schein-Autoritäten, gegen Machtwillkür usw. richten, stehen sie nicht zur Debatte. Solche Bewegungen und Bestrebungen hat es in lebhaften Völkern oft gegeben; sie waren auf die Dauer stets erfolgreich; brüchige Autoritäten zerbrechen auch dann, wenn sie hartnäckig verteidigt werden.

Das neue und mit Vernunft nicht Begreifliche an den „antiautoritäten" Bestrebungen Freudscher Prägung ist, daß sie sich nicht gegen falsche und sinnlose, sondern gegen echte und notwendige Autorität wenden. Den psychoanalytischen Pseudo-Revolutionären genügt zur Kampfansage und als Kampfmotiv ganz einfach die Tatsache des ausgeübten Einflußes einer Person oder einer Einrichtung, mag deren Weisungsanspruch noch so vernünftig begründet oder gar unerläßlich sein, wie etwa der der Eltern gegenüber ihrer heranwachsenden Kindern.

Es bedarf dazu kaum eines kritischen Wortes. Allein schon der Verkehrsstrom einer modernen Großstadt belehrt uns darüber, daß das menschliche Zusammenleben heute noch

einer viel intensiveren Autoritätsausübung und -anerkennung bedarf, als jemals zuvor. Als Ergebnis des technischen Fortschritts sind die Angehörigen einer Industrienation täglich und stündlich unvergleichlich mehr Reglementierungen unterworfen als es noch unsere Großväter und Urgroßväter waren — es gibt keinen Zweifel darüber, daß ohne das unablässige Eingreifen von Gesetzen und Regeln in unser tägliches Verhalten ein völliger Wirrwarr entstehen müßte und bekanntlich auch entsteht: das Phänomen eines „Verkehrschaos" ist in Mitteleuropa bereits so gewohnt, daß die Zeitungen nur noch mit wenigen Zeilen davon berichten.

Würden die peinlichen, aber meist unvermeidlichen Eingriffe der Staats- und Polizeimacht in unseren täglichen Lebensablauf im Freudschen Sinne seelische Dauerschäden hervorrufen, dann wären zumindest die großen europäischen Völker bereits geistige Krüppel geworden. Wenn wir in der Tat solche Gefahren bemerken, so lassen sich dafür viele Gründe geltend machen; gewiß gehört zu ihnen *nicht*, daß *zuviel* Autorität ausgeübt wird, vielleicht jedoch das Gegenteil: daß jenen, die die großen Fragen der Zeit mit deutlichem Blick erfassen, zu wenig Gehör geschenkt wird.

Heute noch reagieren freilich die europiden Völker in ihrer Masse naturvernünftig; ohne viel Nachdenken gehen sie ihren Weg in der bewährten Weise weiter, in ihren Lebensmittelpunkt stellen sie nicht die Angst sondern die Tätigkeit. Aber muß nicht das verwirrende Vorbild einer in den Libido-Wahn verstrickten geistigen Schicht auf die Dauer doch zermürbend wirken?

Freud lieferte seine Schlagworte der Selbstzerrüttung zwar nur denen, die seinen Theorien gedanklich zu folgen bereit sind; das sind unter den heute drei, in absehbarer Zeit sechs Milliarden Menschen der Weltbevölkerung zwar nur wenige, aber diese wenigen sind wichtiger als die vielen.

Gewiß änderte auch Freud nicht die Völker und ihre erblich fortgesetzten Eigenschaften. Aber er hat ihre Führungsschichten innerlich unsicher gemacht — gegenüber sich selbst und gegenüber ihren Nachkommen.

Der falsche Prophet: Karl Marx

Die Irrtümer und Fehlvorstellungen, die kurz besprochen werden mußten, um den derzeitigen Geisteszustand der weißen Welt zu erfassen, spiegeln immerhin die vielleicht ernstliche Überzeugung ihrer Verkünder und einen gewiß zu hingebungsvollen Glauben vieler Anhänger wieder. Es sind — in Ruf und Echo — Wucherungen des Intellekts, deren Gefahr zwar nicht unbedeutend ist, gegen die aber trotz starker vorder- oder auch untergründig wirkender „pressure groups"*, — immerhin noch Argumente wirksam werden können und gegen die im Kampf der Meinungen ein erfolgreicher Durchbruch biologischer Aufklärung denkbar, wenn nicht sogar gewiß ist.

Eine beträchtlich andere Situation besteht hinsichtlich der zwar nicht geistig, wohl aber politisch wichtigsten Erscheinung der antibiologischen Utopien: dem sog. Marxismus.

Friedrich Engels, der deutsche Industrielle, der zeitlebens Freund und Gönner von Karl Marx gewesen war, hat 1883 in seinem Nachruf am Grabe des Verstorbenen dessen Philosophie in die Sätze zusammengefaßt:

„Wie Darwin das Gesetz der Entwicklung der organischen Natur, so entdeckte Marx das Entwicklungsgesetz der menschlichen Geschichte: die bisher unter ideologischen Überwucherungen verdeckte einfache Tatsache, daß die Menschen vor allen Dingen zuerst essen, trinken, wohnen und sich kleiden müssen,

---

* Ein schwer übersetzbares treffendes Kurzwort aus dem Amerikanischen: „Gruppen, die Druck ausüben" — wobei vor allem an unsichtbare Machenschaften gedacht ist.

ehe sie Politik, Wissenschaft, Kunst, Religion usw. treiben können; daß also die Produktion der unmittelbaren materiellen Lebensmittel und damit die jedesmalige ökonomische Entwicklungsstufe eines Volkes oder eines Zeitabschnittes die Grundlage bildet, aus der sich die Staatseinrichtungen, die Rechtsanschauungen, die Kunst und selbst die religiösen Vorstellungen der betreffenden Menschen entwickelt haben, und aus der sie daher auch erklärt werden müssen."

Wir haben es hier mit einer gedanklichen Umkehr der Wirklichkeit zu tun: danach schafft und beherrscht nicht der Mensch sein Werkzeug, sondern umgekehrt das Werkzeug seinen Menschen.

Was die von Marx-Engels formulierte Deutung menschlicher Urtriebe betrifft, so gilt das gleiche was bereits zu Freuds These des Pansexualismus zu sagen war: der Lebenserhaltungstrieb ist — obwohl unvermeidlich allen Kreaturen eigen — nicht der einzige, der die Menschen ernstlich bewegt; und die offenkundigen Menschheits-Differenzen sind nicht vom einfachen Vorhandensein solcher Triebe sondern von der *unterschiedlichen Intensität* gekennzeichnet, mit der die unterbewußte Triebausstattung darunter auch der Erwerbstrieb—veranlagt ist. Überdies veranlaßt die biologische Tatsache der Hilflosigkeit der frühen menschlichen Kindheit sowie das wohl allgemein angeborene ethische Pflichtempfinden zur Kranken- und Altershilfe u.a.m. wohl jeden Menschen, wenn nicht gar schon manches Tier, als Lebensaufgabe noch *mehr* zu erkennen als nur den *eigenen* Unterhalt.

Die Beweggründe menschlichen Handelns sind nicht nur unvergleichlich vielfältiger als Marx sie vorstellt, es läßt sich sogar sagen, daß ihre Kraft stärker wird, je mehr sie sich von den rein materiellen auf spirituelle Bedürfnisse verlagern. Sicherlich unterscheiden sich auch hierin die Rassen und Völker. Nicht überall wird für Glaubensanliegen, für Ehre- und Pflichtvorstellungen so leidenschaftlich und bis zur Lebenshingabe gekämpft wie etwa bei den Europiden; völlig

fehlen diese Antriebskräfte aber wohl bei keinem Lebewesen, das menschliche Züge trägt.

Es ist eine schiefe Grundlage, auf der Marx den Turmbau seiner Theorien errichtet hat — eine gedankenakrobatische Leistung, die Staunen erregen mag, bei aber näherer Betrachtung der persönlichen Motive ihres Schöpfers und der Realitäten des Völkergeschehens weder als Geschichtserklärung noch als Zukunftsdeutung Achtung und Beachtung verdient.

Karl Marx, der sein Hauptwerk „Das Kapital“ im Laufe der langen Arbeitsjahre, die er darauf verwendete, oftmals schlicht seine „ökonomische Scheiße“ zu nennen beliebte (u. a. im Brief an Engels vom 2. 4. 1851), bemühte sich weniger um die Rolle des Forschers als um die des Propheten. Wie der Gott des Alten Testaments forderte er schon in seinem kleinen Kreise geistige Unterwerfung: „Du sollst keine anderen Götter neben mir haben“.

Die Psychoanalytiker sollten sich mit ihren Beobachtungsmethoden an diesem Mann versuchen: als Sohn einer angesehenen jüdischen Familie (alle nachweisbaren männlichen Vorfahren sowohl väterlicher- wie mütterlicherseits waren Rabbiner gewesen) lebte Marx schon als Student im Streit mit seiner Familie, beschimpfte nach dem Tod des Vaters sogar seine Mutter, polemesierte als Jude gegen die Juden, erlitt dann als Zeitungsredakteur Schiffbruch und führte schließlich ein ungeregeltes Emigrantendasein in Paris, Brüssel und London. Seiner Frau, einer jungen deutschen Adligen, die jahrzehntelang dieses bittere Leben mit ihm teilte, dankte er dadurch, daß er das Dienstmädchen schwängerte, deren 1851 gleichzeitig mit einer legitimen Tochter geborner Sohn Marx längst überlebender direkter Nachkomme war*.

---

* Vgl. Robert Payne: Karl Marx, New York 1968, Seite 532ff. Kapitel „Frederick Demuth“; dieser einzig überlebende Sohn von Karl Marx starb erst 1929 in London.

Man mag es angesichts solcher charakterlicher Veranlagung als begreiflich oder als trotzdem unentschuldbar werten: erklären läßt sich Marx nur, wenn Haß und Menschenverachtung als seine inneren Antriebskräfte vorausgesetzt werden. Sein Verstand freilich war messerscharf. Für seine intellektuelle „Rache“ suchte und fand er den Ansatzpunkt in den Umständen der damaligen europäischen Gegenwart:

Die vordem gegenüber einer erstarrten Privilegienwirtschaft erlösende Forderung nach „freiem Spiel der Kräfte“ hatte in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts zu extremen Verhältnissen geführt. Die nach der Erfindung und Verbreitung der Dampfmaschine schnell wachsenden europäischen Industriebezirke zogen die Menschen magnetisch aus den Dörfern in die Städte, aber die Entwurzelten sahen sich bald in trostloser Lage. Die „liberalen“ Fabrikherrn konnten — befangen in ihren Theorien — in der ihnen angedienten Arbeitsleistung nichts anderes erkennen, als eine Art Ware, deren Preis ausschließlich nach den Regeln von Angebot und Nachfrage sich bemesse. Um das Angebot zu vermehren und den Preis dann zu senken, zog man — in extremer Übersteigerung des „freien Spiels der Kräfte“ — sogar die zehnjährigen Kinder in die Fabriken und verschwendete keine Überlegung auf den Gedanken, daß solcher Druck notwendigerweise Gegendruck erzeugen mußte.

Natürlich galt damals genau so wie heute, daß der „Lohnanspruch“ des schaffenden Menschen nicht so einfach zu berechnen ist, wie der Preis eines Stückes Seife. Er regelte sich damals und regelt sich heute nicht nur vom Einzelnen, sondern auch von der Gemeinschaft her, mit der der Schaffende über seine Tätigkeit hinaus unvermeidlich verbunden ist. Jeder trägt ihr politisches Risiko mit, jeder nimmt an ihren Krisen teil, also ist es angemessen, daß sich im Bereich des Einzelnen — und wenn er einfachste Arbeit verrichtet —

das wiederspiegelt, was man gemeinhin als den „nationalen Lebensstandard“ bezeichnet. Es gehört ferner das Element der Sicherheit dazu: wer *nur* seine Leistungskraft besitzt, wird durch Arbeitslosigkeit enteignet; auch hier besteht ein unvermeidlicher Anspruch des einzelnen an die Gemeinschaft, deren Schicksal er teilt. Solche Gesichtspunkte waren dem Liberalismus völlig fremd, seine Abirrung von der Linie des Gemeinschaftsinteresses war in den damals sich entwickelnden Industriestaaten eklatant und die unvermeidliche staatliche Korrektur setzte vielfach allzu zögernd ein.

Das Aufbegehren derer, die wahrlich unterdrückt und ausgebeutet wurden, war freilich längst unüberhörbar geworden, bevor Marx in Erscheinung trat. Genauso wie sich in den Jahrhunderten vorher die in den Städten versammelte Handwerkerschaft gegenüber den alten Herrschaftsansprüchen des Adels durchsetzte, als dessen Schutz nicht mehr benötigt wurde, so war es ein leicht vorhersehbarer Prozeß, daß die in ihrer Arbeitsintelligenz für die Modernisierung unerläßliche neue städtische Schicht sich entsprechend ihrer Bedeutung auch einen politisch-volkswirtschaftlichen Standort schaffen würde. Aus den Aufgaben der Industrialisierung war wieder eine „Elite“ entstanden; sie war zu tüchtig und zu wichtig, als daß ihre Interessen auf längere Sicht mißachtet werden konnten.

Diese Entwicklung war gewiß, wenn weiter „fortgeschritten“ werden sollte. Entgegenwirkende Kräfte konnten den Prozeß verlangsamen, einsichtige ihn beschleunigen — es gärte allenthalben, sogar in den Regierungskanzleien.

Alles, was wir seit der englischen „Fabrikgesetzgebung“ der 30er Jahre des 19. Jahrhunderts bis zu den neuesten europäischen Altersrentenregelungen als Sozialmaßnahmen erlebten und erleben, ist eine gedankliche und gesetzliche Reform, die den extrem liberalistischen Begriff von der Arbeit als „Ware“ auflöst und dabei die Rechte vermehrt und sichert,

die der Schaffende ohne Rücksicht auf den geldlichen Wert seiner augenblicklichen Tätigkeit ganz einfach dadurch erwirbt, daß er an der Gesamtleistung einer Nationalwirtschaft aktiven Anteil nimmt.

Heilsame Bremsen für allzu Erfolgreiche, Schutzvorkehrungen für Schwache und Glücklose vorzusehen und durchzusetzen: das ist im Gemeinschaftsinteresse eine beherrschende Staatsaufgabe; diese Schranken des Wettbewerbs sind unerläßlich — gebändigte Dynamik!

Seit der alte Henry Ford in Amerika entdeckt hat, daß gut bezahlte Handarbeiter sogar als Autokäufer in Betracht kommen, ist das Grunsätzliche im Problembereich von Arbeit und Lohn nicht einmal mehr auf der Unternehmerseite umstritten. In der Tat ist jede Art Arbeit — und sei sie die geringste — ein Beitrag zur volkswirtschaftlichen Gesamtleistung und diese wieder der wesentlichste Teil des Nationalvermögens — wichtiger als die von Marx so sehr überschätzten Produktionsmittel. Deren Ausfall kann, wie sich in Kriegs- und Nachkriegszeiten unseres Jahrhunderts überzeugend gezeigt hat, notfalls überwunden werden, wenn die Initiative und Arbeitskraft eines tüchtigen Volkes entschieden zusammenwirken.

Die wirklichen Sozialisten, die es vor Marx, nach Marx und trotz Marx gab und gibt, erkennen, daß der wichtigste Teil des Nationalvermögens sich in der Leistungsfähigkeit aller Tätigen ausdrückt. Sie begreifen die Bedeutung sowohl der wissenschaftlichen (erfinderischen) als der organisatorischen (unternehmerischen) Pionierleistung aber auch die der Vollbeschäftigung aller Leistungsfähigen und der „gleichen Chance“ für jeden Strebsamen. Es ist ein maximales Zusammenwirken, ein bewußter Verzicht auf gegenseitige Überforderung, das eine dynamische Volkswirtschaft kennzeichnet, in der alle ihren Anteil am Gesamterfolg haben und dies auch so empfinden.

Dem Karl Marx kam es freilich nicht auf Reformen an, sondern auf Umsturz, ja auf „Weltrevolution“. Er verzichtete deshalb darauf, der liberalistischen Arbeitsformel entgegenzutreten, er machte sie sich im Gegenteil zu eigen, denn sie bot ihm einen Ausgangspunkt zum Kernsatz seiner Theorie: die Lehre vom „Mehrwert“. Sie besagt, daß der Wert jedes wirtschaftlichen Erzeugnisses durch die manuelle Arbeit bestimmt werde, die in ihm steckt, und daß der Unternehmer nur einen Teil dieses entstehenden Wertes dem Lohnarbeiter weitergebe, den Rest als Profit für sich kassiere, die Profite ansammle, Kapital daraus bilde, dieses Kapital zu neuer Profitproduktion einsetze usw. Insgesamt eine nicht unrichtige Betrachtung für Zustände, wie sie im extrem liberalistischen Bereich tatsächlich vorkommen können — immer vorausgesetzt, es herrsche ungebrochen und uneingeschränkt das Prinzip des Handels mit Arbeit, als sei sie eine Ware und ihr Preis bestimme sich allein nach Angebot und Nachfrage. Marx wünschte sich nicht nur die Fortsetzung, sondern auch die Überspitzung dieses spekulativen Prinzips, denn er sah daraus entstehen, worauf es ihm ankam: Die Reichen (also diejenigen Unternehmer, die nur den Profit im Auge haben und die ihn, da sie ihn garnicht verbrauchen können, zu immer größeren Pyramiden wirtschaftlicher Macht aufbauen) „werden immer reicher, die Armen immer ärmer“. Gleichzeitig schmilzt nach dieser Ansicht die Gruppe der „Kapitalisten“, weil einer den anderen wirtschaftlich umbringt und nur die stärksten übrigbleiben, während die Masse der Ausgebeuteten wächst; so kommt es zum Zusammenstoß der wenigen Mächtigen mit der gewaltigen Überzahl der Entrechteten, die „Expropriateure“ werden nun selbst „expropriiert“ und die „kommunistische Gesellschaftsform“ entsteht, in der die Produktionsmittel nicht mehr dem einzelnen sondern der Gesellschaft gehören, in der es keinen Mehrwert und keinen Profit mehr gibt, die Produktion nach

dem Bedarf geregelt wird und — erstaunlichste aller Prophezeiungen — der Staat sich selbst überlebt hat, da die „klassenlose Gesellschaft“ ihn nicht mehr braucht. Bis zuletzt aber bleibt die Arbeit eine Ware — so sehr, daß für Marx im Endstadium jeder nach Belieben alles tun kann: am Vormittag mag er Maurer sein, am Nachmittag Architekt ...

Das ist natürlich krasse, alberne Utopie, und Marx war intelligent genug, dies zu wissen — immerhin: sie wurde verkündet und wird geglaubt.

Wenn Marx die Trennung des Handarbeiters von den Produktionsmitteln als einen entscheidend-negativen Faktor der modernen Entwicklung ansieht — eine nicht uninteressante, aber auch nicht sehr wichtige Bemerkung —, dann müßte er eigentlich Befürworter eines Prozesses sein, der eine unmittelbare besitzmäßige Verbindung des Handarbeiters mit den von ihm benützten technischen Einrichtungen unter modernen Verhältnissen wiederherstellt. Das ist — jedenfalls für krisensichere Großbetriebe, die der unternehmerischen Persönlichkeit eher entraten können, als der Mittel- oder gar der Kleinbetrieb — kein unerfüllbares Anliegen. Es liegt nahe, an Arbeiter-Aktiengesellschaften oder an ähnliche genossenschaftliche Formen zu denken, die vielfach bereits entwickelt sind und sich als lebensfähig erwiesen haben.

Für Marx waren solche Zielsetzungen (die allein wirklich „sozialistisch“ sind, d. h. Einzelinteressen vom Gesichtspunkt des Gemeinwohls regeln) ganz unannehmbar. Jede Methode, die nicht zum Umsturz aller Verhältnisse führt, war für ihn der typische „Revisionismus“, den er grundsätzlich ablehnte, auch wenn ganz offenkundig ein richtiger Weg gewiesen wird. (Der Gedanke des Besitzanteil-Erwerbs durch Arbeitsleistung wird, daran ist kaum zu zweifeln, im Zuge der weiteren Entwicklung immer mehr in den Vordergrund treten. Die Arbeiterschaft von Großunternehmungen ent-

wickelt natürlich die Tendenz zur betrieblichen Gemeinschaftsbildung, und der Kampf um den Besitzanteil und die Sicherung der Betriebsrentabilität löst deshalb den überbetrieblichen reinen Lohnkampf ab.)

Für Marx und seine orthodoxen Nachfahren, die sich heute nicht nur in gewerkschaftlichen Palästen und Großkonzernen verbarrikadieren, sondern auch an fast allen Hochschulen einnisten, gilt es nicht, Besserung unbefriedigender Zustände herbeizuführen, für sie ist ein angebliches Gesetz unausbleiblicher Massenverelendung* am Werk und allgemeiner Umsturz das Ziel; was sie an die Stelle des Wettbewerbs setzen wollen, ist unklar genug.

Marx' wissenschaftliche Grundage war das sog. „Manchestertum". Mit den Tatsachen- und Zahlenbeispielen, die ihm dieses britische Textilzentrum (das als fanatisierte Hochburg des Frühliberalismus der Mitte des vorigen Jahrhunderts in die Geschichte eingegangen ist) bot, demonstrierte Marx im „Kapital" seine ökonomischen Theorien. Man hat festgestellt, daß er auch dabei oberflächlich verfahren ist und allein schon aus der gründlicheren Auswertung und aus der Fortsetzung seiner Statistiken wissenschaftlich widerlegt werden kann — aber dieses örtliche Zusammentreffen von Liberalismus und Marxismus im betont kapitalistischen England des 19. Jahrhunderts ist von mehr als zufälliger Bedeutung; die beiden Theorien kennzeichnen zusammen ein und dieselbe Abweichung von der Normalentwicklung einer Volkswirtschaft. Beide treffen sich in der Praxis eines organi-

---

* „In England ist der Umwälzungsprozeß mit Händen greifbar. Auf einem gewissen Höhepunkt muß er auf den Kontinent rückschlagen" — so schrieb Marx im Vorwort zur zweiten Auflage des „Kapital" (Hamburg 1872). Payne hat in seiner Biographie nachgerechnet, daß Marx und Engels in ihrem Briefwechsel „innerhalb von dreißig Jahren vierzig Revolutionen vorausgesehen haben, von denen keine einzige stattfand" (a.a.O. Seite 338).

sierten Klassenkampfes, der — ob er von oben oder von unten geführt wird — stets eine fiebrige Erkrankung des Volkskörpers darstellt. Beide übersehen — in der Annahme, daß der Profit, seine Erzielung und seine Verteilung, der menschliche Hauptlebensinhalt sei — die stärkeren Triebkräfte, die die Menschen in Wirklichkeit bewegen und ihr Schicksal bestimmen.

Während Marx seiner „Mehrwert"-Theorie jahrelangen Fleiß widmete, deutet er die zweite These seiner Prophezeihung nur gelegentlich an. Wenn die Liberalisten die Philosophie predigen, „die Wirtschaft sei das Schicksal", ohne sich dabei in tiefgründige Untersuchungen zu verstricken, so will Marx dies als „Gesetz" proklamiert wissen. Auch hier predigt Marx eine zwangsläufige Entwicklung: die menschliche Gesellschaft habe in der Industrialisierung die Negation des vorhergegangenen Feudalismus erlebt und stehe nun — in der Mitte des 19. Jahrhunderts — vor einer neuen revolutionären Umwälzung, in der das kapitalistische Produktionssystem durch seine Negation, den Kommunismus, abgelöst werde.

Zugespitzt behauptet Marx (und er stimmt auch hier mit seinen angeblichen Widersachern, den Manchesterleuten, die als Puritaner den Wirtschaftserfolg romantisch als Belohnung Gottes empfanden, weitgehend überein): nicht der Mensch gestaltet die Verhältnisse, sondern die Verhältnisse bestimmen den Menschen.

Marx und alle diejenigen, die das wirtschaftliche Motiv als das allein bewegende Element der Weltgeschichte beurteilen, werden drastisch durch diese selbst widerlegt. Unter zehntausenden von historischen Konflikten, die wir überschauen können, läßt sich kaum ein „Klassenkampf" entdecken, wie er nach dem Rezept des Karl Marx ein Hauptmotiv aller historischen Entwicklung sein müßte. Zweifellos gibt es auch Zusammenballungen wirtschaftlicher Konfliktstoffe, aber in den geschichtlichen Raum treten sie nach aller Erfahrung

erst ein, wenn ideelle Motive — die allein Volksmassen in der Tiefe zu bewegen vermögen — sich mit ihnen verbinden. Nie hat es eine über die Grenzen eines Volkes hinausgehende Klassenbewegung gegeben, weder eine solche des Proletariats, noch eine solche der „Bourgeoisie". Auch das mittelalterliche Rittertum war nur im Anliegen der Kreuzzugsidee „international"; aber es wäre schwierig, den frommen Drang, die heiligen Stätten in Palästina der Herrschaft des Sultans zu entreißen, „ökonomisch" zu erklären. Nur unter extremen Verhältnissen, bei völligem Versagen gemeinschaftlicher Ordnung konnte und kann ein „Klassenbewußtsein" das natürlich begründete Volksbewußtsein überlagern und auch das erfahrungsgemäß nur innerhalb kurzer Fristen. Als völlig illusorisch hat sich Marx' Rede von einem „internationalen Klassenbewußtsein" erwiesen. Als der maximale Raum, innerhalb dessen die Ausbildung von Klasseninteressen und -gegensätzen überhaupt möglich ist und innerhalb dessen sie auch ausgeglichen werden müssen, hat sich der biologische, Sprach- und Schicksals-Körper gezeigt, den wir unter dem Begriff „Nation" verstehen.

Nicht die Klassen, wie Marx meinte, sind die konstanten Kräfte in der Geschichte, sondern die Völker, jedenfalls solange sie biologisch existieren. Die wirkliche Entwicklung der Weltgeschichte wird nicht vom Wechsel der Produktionsweisen bestimmt, sondern vom Bestand oder Niedergang leistungsbewußter Nationen. Hier ist der Punkt, an dem die Geister sich grundsätzlich scheiden: Indem Marx leidenschaftlich eine Revolution wünscht, die über die nationalen Bereiche hinausgreift, versucht er gewissermaßen eine „Abschaffung" der Völker; auf ihnen aber und auf den in ihnen wirkenden ideellen Triebkräften baut sich alle bisherige menschliche Geschichte und Entwicklung auf.

Auf den Kern reduziert: gegen die Ausbeutung des Schaffenden durch den Spekulationskapitalismus leistet Marx

wenig, im Gegenteil, er wünscht die Zuspitzung des Konflikts; nach der „Revolution“ marxistischer Prägung tritt an die Stelle des Fabrikherrn eine nicht minder diktatorische, aber weniger unternehmerische Bürokratie; großzügig — wenn auch im Negativen — ist nur Marx’ historisches Programm: die Welt zu veröden, indem er die Nationen auseinanderschlägt und ihre Bruchstücke durcheinanderwirft. Das Ziel, die natürlichen Lebenseinheiten auseinander zu trennen und aus ihren Teilen ein künstliches Neues, das „Weltproletariat“ zu bilden, steht in solchem Kontrast zu den lebendigen Kräften der Menschheit, daß ein Wirken für dieses Programm nicht nur der List, sondern auch der Gewalt bedarf — und das ist der praktische Gedanke, den Lenin sowohl wie sein Nachfahre Stalin später der marxistischen Theorie hinzugefügt haben.

Mit diesem Hinweis ist historisch-politisch das Wichtigste angedeutet, das zum Thema „Marxismus“ zu sagen ist. Ohne Lenin und seine Machtergreifung in Rußland würde der Name Marx sich ebenso zum blassen Schemen verflüchtigt haben wie seine blutleere Theorie.

Die Praktiker der Täuschung: Lenin und Stalin

Noch zu Marx’ Lebzeiten hatte sich gezeigt, daß politische Parteien, wenn sie die Arbeiterschaft vertreten und ihre Stimmen gewinnen wollten, weder für die marxistische Verelendungs- noch für die Revolutionsthese praktische Verwendung hatten. Selbstverständlich erwarteten die Wähler von ihren politischen Führern eine Interessenvertretung und diese mußte mit jedem tatsächlichen Erfolg die wirtschaftlichen Gegensätze mildern, die nationalen Zusammenhalte festigen — also das Gegenteil von dem, was Marx wünschte, um revolutionäre Situationen herbeizuführen. In der deut-

schen Sozialdemokratie sind diese inneren Auseinandersetzungen zwischen Theorie und Praxis bekanntlich bis heute nicht überwunden. Schon ihr Gothaer Programm von 1875 stieß auf Marx' heftige Kritik. Wo er auch nur Ansätze von „Reformismus" vermutete d.h. von tatsächlichen Verbesserungen in der wirtschaftlichen Situation oder gar im öffentlichen Ansehen der Arbeiterschaft* wurde der Londoner Emigrant leidenschaftlich und ausfallend.

Er war der Ansicht, daß zur Handhabung seiner Theorie eine intellektuelle Zwischenschicht nötig ist, die die Arbeiterschaft mit Direktiven versorgt. Theoretisch nicht ausreichend gebildete Arbeiterführer bezeichnete Marx generell als „Straubinger", Engels nennt sie häufig „Kerls" oder gar „die Esel". Lenin meinte später das gleiche, wenn er sich auch höflicher ausdrückte: „Das politische Klassenbewußtsein kann dem Arbeiter nur von außen beigebracht werden." In diesem knappen Satz ist in Wirklichkeit die ganze Problematik des Marxismus ausgedrückt.

Dieses „Beibringen des Klassenbewußtseins" war in Rußland ein Problem besonderer Art. Was hier im Sommer 1917 geschah — ein geschickt geplanter und energisch durchgeführter Putsch, der ein morsches Staatswesen zu Fall brachte (wobei der Besetzung des Petrograder Telegrafenamtes, der technischen Befehlszentrale des Riesenreiches, entscheidende Bedeutung zukam**) entsprach zwar gewiß dem Wunschtraum des dreieinhalb Jahrzehnte vordem verstorbenen Karl Marx — aber mit seinen Verkündigungen hatte

---

* Weder in den USA noch in England — dem Land, aus dessen wirtschaftlichen Verhältnissen Marx seine Argumente schöpfte —, gab es jemals marxistische Parteien von Bedeutung. Auch am Beispiel der politischen Resonanz des Marxismus spiegeln sich deutlich nationale Unterschiede wieder.

** Vgl. Helmut Sündermann: Das Erbe des falschen Propheten — Moskaus Kampf um Deutschland, von Lenin bis heute — und morgen?, Leoni am Starnberger See 1957, Seite 37f.

das Geschehen nichts zu tun. Danach hätte die revolutionäre Situation sich aus den ökonomischen Verhältnissen ergeben, zumindest ein industrialisierter Zustand bestehen müssen als Voraussetzung für den Zusammenstoß zwischen Ausbeutern und Ausgebeuteten.

Für Rußland und im Kampf gegen den Zarismus war mit diesem Glaubensartikel zu Beginn des 20. Jahrhunderts nicht viel anzufangen. Rußland war damals ein noch fast rein bäuerliches Land. Die Industrie steckte in den Kinderschuhen und vom „Proletariat" zu reden ging bestenfalls in einigen wenigen Städten an. Wer den Zarismus stürzen wollte, konnte sich auch als gläubiger Marxist nicht auf die Zeiträume einstellen, die der Prophet in Aussicht stellte, weil er nur die englische Wirtschaft vor Augen gehabt hatte.

Die Parolen, mit denen Lenin sich im Laufe des Jahres 1917 als erfolgreicher Agitator in Rußland durchsetzte, lauteten dementsprechend auf Beendigung der damaligen russischen Kriegsbeteiligung und auf „Bauernbefreiung". Lenin nützte Marx ähnlich, wie es einst militante Päpste mit der Heiligen Schrift getan hatten: er verwies seine Anhänger auf das Studium des literarischen Marx-Nachlasses, ja er verkündete: „Die Lehre von Marx ist die objektive Wahrheit"*; aber Politik betrieb Lenin in anderer Weise. Nie hat er einen Satz des Karl Marx wörtlich preisgegeben, insofern war er ein Jünger des Propheten, wie er wünschenswerter nicht sein konnte. Aber in der Praxis ist Lenin von der „objektiven Wahrheit" nicht nur gründlich abgewichen, er hat sich in den entscheidenden Wochen seiner Machtergreifung nicht einen Deut um Marx gekümmert und nur so kam er zu seinem Erfolg.

Freilich durfte Lenin sich auch dabei auf Marx berufen, denn diesem kam es ja garnicht so sehr auf seine Theorie an,

* Lenin in seiner Schrift „Nationalismus und Empiriokritizismus", Moskau 1909, Seite 257.

sondern ebenso entscheidend wie Lenin auf die Tatsache des Umsturzes.

Es konnte nicht ausbleiben, daß dennoch Einiges vom dem praktiziert wurde, was Marx gefordert hatte — allerdings nicht durch Revolution von unten, sondern nach Weisung von oben. Unter dem Schlagwort „sozialistischer Militarismus“ vollzog sich in Rußland der Jahre nach 1917 eine nahezu vollständige biologische Ausrottung der bisherigen Führungsschicht.

Nicht nur der Umfang der Mordkampagne des russischen „Kriegskommunismus“ stellt alles in den Schatten, was die Weltgeschichte vorher und nachher jemals erlebte, ihre Besonderheit war auch, daß die wahllose Niederschießung aller mutmaßlichen Gegner ganz offiziell von Regierungsseite als wohlerwogene Politik proklamiert wurde:

„Arbeiter und Arme“, so hieß es am 4. August 1918 in der offiziellen „Prawda“, „greift zum Gewehr, lernt schießen... Erhebt Euch gegen alle, die gegen die Sowjetmacht agitieren. Zehn Kugeln für jeden, der die Hand gegen sie erhebt... Die Bourgeoisie ist unser ewiger Feind, der stets von innen heraus wühlt. Die Herrschaft des Kapitals wird erst mit dem letzten Atemzug des letzten Kapitalisten, Adligen, Priesters und Offiziers vorüber sein...“

Nach dieser ersten „Säuberung“ in unserem Jahrhundert war Rußland für die sowjetische Führung leichter regierbar als vordem; der Staat aber hat seinen Charakter als slawische Großmacht dennoch bewahrt. Um es genau zu sagen: „Großmacht“ wurde Rußland erst wieder unter Stalin, der den Marxismus nur noch als Beiwerk, als „Opium fürs Volk“ benützte, als Zukunftsheilslehre, mit der er die Kritik im eigenen Land unterdrücken und gleichzeitig seine nach zaristischen Vorbildern ausgerichtete Expansionspolitik durch intellektuelle Unterminierung gegnerischer Staaten fördern konnte.

Im Gegensatz zu Lenin, der einmal hoffnungsfreudig verkündet hatte: „Ich pfeife auf Rußland — das ist nur eine Phase, die wir durchmachen müssen auf dem Wege zur Weltrevolution“* gab sich Stalin keinerlei Illusionen über die Wirkung der marxistischen Ideologie hin. Nach dem Zweiten Weltkrieg bemerkte er nüchtern:

„Dieser Krieg ist nicht wie in der Vergangenheit: Wer immer ein Gebiet besetzt, der legt ihm auch sein eigenes gesellschaftliches System auf. Jeder führt sein System ein, soweit seine Armee vordringen kann. Es kann garnicht anders sein.“**

Das ist nicht nur ein Schlüsselsatz zum heutigen politischen Zustand Europas, sondern auch zu den Verhältnissen in den Staaten, die seit 1918 vom Kreml aus beherrscht werden.

Der innere Widerspruch zwischen marxistischer Lehre und nationaler Wirklichkeit war von Stalin auch in entscheidender Stunde des Zweiten Weltkrieges begriffen worden. Als die deutsche Wehrmacht im Sommer 1941 in weit ausgreifenden Vorstößen tief in die Sowjetunion eindrang, war der Marxismus in doppelter Hinsicht auf die Probe gestellt: Da waren einerseits die Millionen deutscher Soldaten, von denen nicht wenige bis 1933 politisch aktive Kommunisten gewesen waren — und die nun widerspruchslos dem Befehl gehorchten, das ihnen einst propagandistisch angepriesene „Arbeiterparadies“ anzugreifen.*** Und da war auf der Ge-

---

* Vgl. Sündermann: Das Erbe des falschen Propheten a.a.O. Seite 67.

** Milovan Djilas: Gespräche mit Stalin, Deutsche Übersetzung, Frankfurt am Main 1962, Seite 146.

*** „Fast bis Kriegsende desertierten mehr russische Soldaten zu den Deutschen, als deutsche Soldaten zu den Russen. Sogar in Stalingrad gab es mehr russische als deutsche Deserteure“ (Stefan Possony, Jahrhundert des Aufruhrs, München 1957, Seite 306).

genseite die sowjetische Armee — damals bereits im dritten „Fünfjahresplan“ technisch modern ausgerüstet und in Westrußland massiert versammelt; sie ließ sich fast willenlos in gewaltigen Kesselschlachten zusammenschlagen. Offenbar fehlte es ihr am Willen, ein Regime zu verteidigen das dem Volke fremd geblieben war.

Es wurde Stalins Rettung, daß er erkannte, was zu tun war. Als die deutschen Armeen vor den Toren Moskaus erschienen, warf er allen marxistischen Formelkram von sich: Von „Bourgeois“ und „Proletariern“ war keine Rede mehr; stattdessen erfand er den „vaterländischen Krieg“ und rief am 7. November 1941 seinen Truppen am Roten Platz in Moskau zu: „Möge Euch in diesem Krieg das glorreiche Beispiel unserer großen Vorfahren begeistern“; er erinnerte an die zaristischen Heerführer Suworow und Kutusow. Von da ab wurde von den russischen Soldaten nicht mehr das Erbe des Karl Marx verteidigt sondern Rußland*.

Noch am 9. Mai 1945 — dem Siegestag der antideutschen Allianz — war aus Moskau kein Marx-Wort zu vernehmen. Nun verkündete Stalin: „Der uralte Kampf der slawischen Völker“ habe „mit dem Triumph über die deutschen Eindringlinge“ geendet.

In seiner Nachkriegspolitik hat Stalin dann weiterhin unmarxistische, aber praktische Unterscheidungen getroffen — es sei dahingestellt, ob er dies gerne und überzeugt oder nur unter dem Zwang der weltpolitischen Situation getan hat. Aber die Tatsachen sind offenkundig. Noch die 1940 erfolgte Einbeziehung der baltischen Staaten (Estland, Lettland, Litauen) in den Moskauer Machtbereich wurde durch formellen Anschluß dieser Staaten an die „Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken“ bewirkt; von den Polen,

* Weitere Hinweise zur Kehrtwendung des sowjetischen Propaganda in den Jahren 1941—1945 bei Sündermann: Das Erbe des falschen Propheten a.a.O. Seite 212ff.

Tschechen, Ungarn, Rumänen, Bulgaren aber forderte Stalin diesen Schritt ebenso wenig wie von Jugoslawien oder China, obwohl theoretisch nicht zu begründen ist, daß das formell auf Marx' Ideologie ausgerichtete Vielvölker-Staatswesen der Sowjetunion ausgerechnet auf die Grenzen des einstigen Zarenreiches ausgerichtet bleiben sollte.

Zu Jugoslawien und China ist die Anmerkung zu machen: beide Regime sind zwar von Moskau durch Waffenlieferungen und politische Unterstützung in den Sattel gesetzt worden*, aber die von Stalin erwähnte russische Armee hat dort nicht unmittelbar Fuß gefaßt — und daraus ergaben und ergeben sich denn auch seither bereits vielerlei „Abweichungen" und Differenzen.

Wenngleich die allgemeine politische Praxis des von Lenin begründeten Moskauer Imperiums sich immer wieder an der Wirklichkeit orientieren mußte, so hat doch die „Bibel" des Karl Marx in der von Moskau direkt oder indirekt abhängigen Staatenwelt auch übereinstimmende Strukturen gezeitigt, die deshalb eine Erörterung verdienen, weil wir hier das bislang ausgedehnteste und machtpolitisch fundierteste Exempel theoretischer „Weltverbesserung" vor uns haben.

Das Sowjet-Imperium: im Zwang zum Zwang

Von Belgrad bis Peking wurden gemäß dem marxistischen Rezept die Produktionsmittel „ihren bisherigen Besitzern enteignet und in den Staatsbesitz überführt". Es handelte sich nicht etwa um eine „Vergesellschaftung" wie sie vernünftigerweise denkbar und praktikabel wäre: etwa durch weite Streuung von Besitzanteilen, durch Bildung von Arbeiter-Genossenschaften o. ä. Das Rezept war strikt marxistisch:

* Zur Geschichte der Machtergreifung Mao Tse Tungs vgl. „Die Welt der Tausend Völker" Seite 223.

das Wichtigste erschien den neuen Machthabern die Vertreibung der bisherigen Besitzer und das Ergebnis war eine bürokratische Staatsökonomie, deren schwerfälliges System heute sämtliche sogenannt sozialistischen Länder zu ertragen haben. Vorteile bringt die allenthalben eingeführte absolute Planwirtschaft bestenfalls im Rüstungsbereich oder in den klassischen Sektoren der Verkehrsbetriebe.

In allen sonstigen industriellen Bereichen hat die erzwungene Abschaffung — statt der gebotenen gesetzlichen Bändigung — des „freien Spiels der Kräfte“ nicht nur zu offenkundigen Produktions-Fehlleistungen und -Einbußen geführt, sondern auch der angeblich begünstigten Arbeiterschaft nicht den erwarteten Nutzen erbracht.

Im Gegenteil: die staatlich gesteuerte Zivilproduktion kann um ihrer „Pläne“ willen keinen fluktuierenden Arbeitsmarkt gebrauchen und so sind in allen „sozialistischen“ Ländern geradezu Versklavungsverhältnisse eingetreten. Den materiell Besitzlosen ist nicht nur der versprochene „Anteil am Gesellschaftseigentum“ vorenthalten (denn ein solcher „Anteil“ wäre nur dann realistisch, wenn er auf ein bestimmtes Industriewerk bezogen und dem Anteilsinhaber zur eigenen Disposition greifbar wäre), man entwertete durch Arbeitsplatzbindungen* auch noch den immateriellen Besitz des Schaffenden: die Leistungs- und Arbeitskraft, über die nach eigenem Plan zu verfügen eines der wesentlichsten Rechte der Genossen einer wettbewerbsorientierten Wirtschaftsordnung ist.

In der mitteleuropäischen Praxis der nach 1945 von der Sowjetunion abhängig gewordenen Staaten kommt als Ergebnis des aufgezwungenen Staatswirtschafts-Systems noch hinzu, daß die Sowjetunion in klassisch-imperialistischer

---

* Sogar innerhalb der Grenzen der Sowjetunion wird der Arbeitsplatzwechsel durch ein „strenges inneres Paßkontroll-System“ verhindert (vgl. „The Times“, London, 11. 1. 1971).

Nutzung ihrer Machtstellung die Ausrichtung der Planwirtschaften der Satellitenstaaten auf die Moskauer Zentralbedürfnisse fordert und dabei Preise diktiert, die den betroffenen Lieferanten, d.h. den in der DDR, in Polen in der Tschecho-Slowakei, in Ungarn, Rumänien usw. abhängig produzierenden Werktätigen nur einen Teil dessen zubilligt, was für Produkte gleichen Wertes auf dem freien Weltmarkt erzielt werden könnte. Der ein Vierteljahrhundert nach Kriegsende immer noch bestehende krasse Lebensstandard-Unterschied zwischen den europäischen Ost- und Weststaaten erklärt sich aus diesen ideologischen und machtpolitischen Gründen.

Das Fazit liegt offen zutage: Die geistige Erbschaft des Karl Marx stellt sich in offenkundigen Zwangsverhältnissen, ja in massenweiser Arbeiterausbeutung dar. Die buchstäbliche Ausrottung des Unternehmertums ist durch nichts gerechtfertigt worden, und hat sich als unvernünftig erwiesen; die entdynamisierte Staatswirtschaft leistet weniger und wirkt brutaler als die private, die Marx und seine Nachbeter zu Unrecht die „kapitalistische" nennen. Die reine Geldmanipulation ist gewiß eine volkswirtschaftliche zweifelhafte und für die allgemeine Leistungsdynamik entbehrliche Erscheinung des liberalistischen Wirtschaftens gewesen — sie wirksamer als bisher in den Griff zu bekommen ist eine moderne Staatsaufgabe geblieben. Es geht um Mißstand, nicht aber um das Merkmal der Wettbewerbswirtschaft.

Einsicht in Gefahren und Mängel auf unserer Seite des „Eisernen Vorhangs" kann aber die Gründe nicht verdecken, die den sowjetischen Machtbereich so brutal haben erstarren lassen, daß überall wo „Liberalisierungen" versucht werden, sofort die sowjetischen Panzer eingreifen. Es ist eine Zwangswelt, die Karl Marx erdacht hat und die Lenin und Stalin machtpolitisch in das Weltgeschehen eingeführt haben.

Der „Eiserne Vorhang“ muß geschlossen bleiben sonst wird die Täuschung auch den Getäuschten allzu greifbar.

Ein Zwang zum Zwang ist zum Gesetz des Handelns derer geworden, die sich heute immer noch auf die böse Botschaft jenes falschen Propheten berufen.

Der Zwang zum Zwang ist das Ferment des derzeitigen sowjetischen Vielvölker-Imperiums. Solche nur auf Macht und gegen die natürliche Ordnung gestützten Reiche stehen und fallen mit dem Zusammenhalt und der Härte ihrer Führungsschicht — siehe Rom, siehe den Habsburger Staat und das Osmanische Reich. Die Stunde kommt, in der die Völker stärker sind als die herrschende Minderheit.

Weltordnung ohne Denkfehler

Vergangenheits- und Gegenwartskritik gewinnt Sinn und Bedeutung durch die Hinweise, die sich für die Zukunft ergeben; und die Frage nach dem, was sein wird, ist in zweifacher Weise gestellt. Sie richtet sich zunächst auf Geschehnisse und Entwicklungen, deren Eintreten zu erwarten oder nicht zu verhindern ist; dann aber geht es um die Suche nach Ausblicken auf das Mögliche und nach Ratschlägen, was vernünftigerweise getan oder unterlassen werden sollte.

Die kritische, an den biologischen Sachverhalten orientierte Urteils- und Denkweise, die in der vorliegenden Schrift skizziert wurde, kann zu beiden Fragen deutliche Antworten vermitteln. Ihnen nachzuspüren ist angezeigt in einer Zeit, in der angesichts der offenkundigen Menschheitskrise unter der abenteuerlichen Bezeichnung „Futurologie“ eine wissenschaftlich drapierte „Zukunfts- und Friedensforschung“ mit lautstarken Kundgebungen unterschiedliche Deutungen anbietet.

Die auf den nichtweißen und nichtjapanischen Menschheitsbereich begrenzte Bevölkerungsvermehrung ist die Grundtatsache, mit der wir in den nächsten Jahrzehnten mit Gewißheit zu rechnen haben und deren Auswirkungen unvermeidlich in Betracht zu ziehen sind.

Die Futurologen sind diesbezüglich voll Eifers: Aus der zahlenmäßigen Vermehrung der Menschenzahl errechnen sie linear eine entsprechend verstärkte Auswertung der Hilfsmittel der Natur; aus dem im europiden Bereich eingetretenen Geburtenrückgang schließen sie auf eine Automatik,

die künftig überall in der Welt stattfinden werde: weltweite Industrialisierung und Verstädterung münde zuerst in eine Bevölkerungsbeschränkung und schließlich in eine Weltregierung.

Aus solchen Ankündigungen ist einzig die Erwartung brauchbar, daß auch die farbige Bevölkerungsexplosion eines Tages gebremst sein wird. Die Berechnung besonders einfallsreicher Phantasten, wonach in etwa zwei Jahrtausenden auf jedem Quadratmeter Erdoberfläche ein halbes Dutzend Menschen stehend ihr Leben verbringen, wird sich mit Gewißheit nicht verwirklichen. Schon die Urgroßväter jener fiktiven Generation würden ihre Konkurrenten niedergetrampelt haben. Mit einiger Zuversicht dürfen wir damit rechnen, daß sich aus dem derzeitigen allgemeinen Rückzug und der Vertreibung des weißen Mannes aus vielen Ländern eine heilsame Minderung der Hygiene-Autorität und der Medizin-Eingriffe ergeben wird — wann aber diese Bremse einsetzt und wie sie wirksam wird, das läßt sich nicht mit Präzision vorhersehen.

Wir wissen deshalb auch nicht wie bedeutend die zahlenmäßige Verschiebung in der Weltbevölkerung zu Ungunsten des weißen Menschheitsteiles schließlich sein wird, wir wissen nur, daß unser Schicksal ins Schwanken geraten ist. Wie eine Prophetie klingt Goethes Dichterwort: „Du mußt steigen oder sinken — Du mußt herrschen und gewinnen — oder dienen und verlieren — leiden oder triumphieren — Hammer oder Amboß sein“.

*

In England, wo sich kritische Köpfe stets leichter Aufmerksamkeit verschaffen als anderswo, ist ein Lord Snow bereits mit der Voraussage aufgetreten, daß im Jahre 2000 infolge

der „Nahrungsmittel — Bevölkerungszahl — Kollision“ eine Katastrophe eintreten werde.

„Wir in den reichen Ländern werden von einem Meer von Hunger, das Hunderte von Millionen menschlicher Lebewesen erfaßt, umgeben sein.“*

Dies ist nicht das erste Warnsignal vor dem Menschheits-Ernährungsproblem, das von den britischen Inseln ausgeht. Schon im Jahre 1798 entwarf Thomas R. Malthus in seiner Schrift „Essay on the principle of population“ seine These, daß sich eine Bevölkerung rascher vermehre als die Mittel zu ihrem Unterhalt, daß also die Bevölkerungszahlen entsprechend den vorhandenen Nahrungsmitteln begrenzt werden müßten. Malthus stützte sich mit seinem Argument auch auf das von seinem Zeitgenossen, dem französischen Minister Turgot verkündete „Gesetz vom abnehmenden Bodenertrag“; es beruhte auf der Ansicht, daß die landwirtschaftliche Flächennutzung bei gleichbleibendem Einsatz von Arbeit und Düngemitteln einen sinkenden Ertrag ergibt: ein Gedanke, der — ergänzt durch ähnliche Feststellungen aus verschiedenen menschlichen Tätigkeitsbereichen — manchen ernsthaften Kritiker bereits zu der These verleitet hat, der Mensch sei ein „Parasit der Erde“**.

Die auf den ersten Blick logisch erscheinende Lehre Malthus' wurde in den letzten beiden Jahrhunderten durch die seitherige europäische Entwicklung zunächst widerlegt. *Unsere* „Bevölkerungsexplosion“ hat im Gegensatz zu Malthus' These nicht zu einer Verminderung, sondern im Gegenteil zu einer so drastischen Vermehrung der Lebensmittel- und Gütererzeugung geführt, das gesagt werden kann: der Bevölkerungs-Explosion ist eine nicht geahnte Produktions-

* „The Times“ London, 17. 12. 1970.
** Vgl. Edward Hyams: Der Mensch — ein Parasit der Erde? Kultur und Boden im Wandel der Zeitalter, Deutsche Ausgabe, Düsseldorf 1956.

Explosion gefolgt. Trotz der Vervielfachung der Volkszahlen seit 1800 ist die Ernährung Europas nur in den Kriegszeiten, nie jedoch bei ungehindertem Einsatz unserer Fähigkeiten und unserer Arbeitskraft in Frage gestellt gewesen.

Wird und kann Malthus nun auch im Weltmaßstab widerlegt werden?

Das ist präzise die Zukunftsfrage, die sich heute stellt.

*

Eine nüchterne Einschätzung des Welternährungsproblems setzt zunächst die Feststellung voraus, daß — im Gegensatz zu vielen Predigten, die wir zu hören bekommen — die Gesamtmenschheit (Kriegsgebiete wie stets ausgenommen) nicht „hungert", und daß sie auch weder zur Hälfte noch überhaupt „unterernährt" ist*. Wäre dies der Fall, dann gäbe es nicht die beunruhigende weltweite Bevölkerungsvermehrung. Wirklicher Hunger und andauernde Unterernährung wären eine zwar grobe aber sichere Methode der Geburtenbeschänkung!

Richtig ist nur, daß gewiß Hunderte von Millionen, wenn nicht Milliarden Menschen weniger Kalorien zu sich nehmen als der durchschnittliche Mitteleuropäer und Nordamerikaner**.

Man darf auch zuversichtlich sagen, daß die Weltproduktion von Nahrungsmitteln beträchtlicher, wenn nicht so-

---

* Die F.A.O. („Food Agriculture Organisation") der „Vereinten Nationen" behauptete in einem 1963 veröffentlichten Bericht, daß „zehn bis fünfzehn Prozent der Weltbevölkerung" hungere und „fünfzig Prozent" entweder unterernährt oder fehlernährt oder beides sei. („The Times", London, 29. 8. 1964).

** Vgl. Colin Clark: Die Menschheit wird nicht hungern — Programm zur Ernährung der Weltbevölkerung, Deutsche Übersetzung, Bergisch Gladbach 1970, Seite 23ff. Vergleichsweiser Minderbedarf an Nahrungsmitteln tritt auch dort auf, wo an der Arbeitsintensität nicht gezweifelt werden kann, so bei den Japanern und Chinesen.

gar enormer Steigerung noch fähig ist. Die modernen Forschungsleistungen, Produktionsraten und wissenschaftlich gesicherten Entwicklungsmöglichkeiten auf landwirtschaftlichem Gebiet sind staunenerregend. Nicht nur die — in ihren biologischen Auswirkungen gewiß umstrittene aber dennoch sehr wichtige — Kunstdüngerproduktion, auch die erfolgreichen Saatgutverbesserungen, die Technisierung der Feldbestellung, eine perfektionierte Bewässerungswirtschaft, die wissenschaftliche Tierzucht haben in Europa, in Nordamerika und Japan—also innerhalb längst erschlossener landwirtschaftlicher Gebiete — zu Mehrerträgen geführt, die alle Erwartungen übertreffen.

Und gewaltige Bereiche unseres Erdballs harren erst noch der Nutzung. Einerseits sind das Urwaldgebiete* von fast kontinentalem Umfang, andererseits Wüsten, die nur Wasser nötig haben, um Ertrag zu bringen — auch dies für die moderne Technik kein unlösbares Problem mehr; auf das israelische Unternehmen der Negevbewässerung habe ich in „Die Welt der Tausend Völker“ (Seite 64) bereits hingewiesen. Auch die Entsalzung von Meerwasser — also die Erschließung einer Wasserreserve, mit der die Sahara wieder Ackerland werden könnte, ist, wenn auch derzeit noch unwirtschaftlich, so doch realisierbar.

Seit langem unmittelbar bedeutend ist die Hochseefischerei — nach wie vor das Betätigungsfeld nur weniger Völker! — sie hat Nahrungsquellen erschlossen, die in mancher Hinsicht als unerschöpflich gelten können — vor allem dann wenn die beteiligten Staaten sich auf internationale Regelungen für Fang-Schonzeiten einigen und sie

---

* Vgl. den Hinweis auf das brasilianische Amazonas-Gebiet in „Die Welt der Tausend Völker“ Seite 456. Sogar im nordkanadischen Eismeer-Randgebiet sind dank neuer Anbaumethoden in den dortigen kurzen Sommerwochen bereits Ernten erzielt worden.

einhalten. Sogar die Einbringung von Kleinfisch-Schwärmen und ihre Aufzucht in „Fischfarmen“ ist bereits experimentiert worden, — ebenso die Planktongewinnung, die als Tierfutterlieferant zumindest indirekt zur menschlichen Ernährung beitragen kann.

Unter dem Gesichtspunkt des *Möglichen* darf mit ruhiger Gewißheit gesagt werden, daß die Nahrungsmittelvermehrung mit dem zu erwartenden Bevölkerungszuwachs Schritt halten kann.

Das Problem liegt auch hier im Bereich der Völkerdifferenzen. Die Vergleichszahlen der Statistiker sprechen eine deutliche Sprache: Der japanische Bauer erntet derzeit etwa 49 Doppelzentner Reis auf 1 Hektar Land*. der chinesische 27, der indische dagegen nur 15 Doppelzentner. Hinsichtlich des Weizenertrages sind sogar beträchtliche Unterschiede innerhalb der weißen Welt aufgetreten. Ein Farmer in USA erzeugt Nahrungsmittel für etwa 60 Menschen, für die Sowjetunion lautet die Vergleichszahl nur 1 : 6**, in den Entwicklungsländern ist das Verhältnis noch ungünstiger. Hier ist — auf die Einwohnerzahl angewandt — die pro-Kopf-Erzeugung an landwirtschaftlichen Produkten seit Jahren rückläufig und vielfach sogar geringer als vor dem Zweiten Weltkrieg*** — ein recht bemerkenswertes Ergeb-

---

* Während das Riesenland Indien Nahrungsmittel einführen muß, ist Japan mit seinen 1945 so brutal reduzierten, durch Gebirgsketten ohnehin begrenzten Nutzflächen ein Reis-Exportland geworden. Vgl. „Die Welt der Tausend Völker“ Seite 314f.

** Professor Dr. Theodor Oberländer in seiner Schrift „Weltbevölkerung — Welternährung“, Deutsch-Arabische Gesellschaft Würzburg, Seite 11.

*** Das mußte sogar der ebenso bekannte wie umstrittene schwedische Professor Gunnar Myrdal feststellen („The Times“, London 21. 6. 1966). Daß ausgerechnet in Afrika, Südamerika und Indien die Lebensmittelerzeugung je Kopf der Bevölkerung „rückläufig“ ist, hatte vordem auch die F.A.O. der „Vereinten Nationen“ festgestellt. („The Times“, London 6. 5. 1965).

nis der „Entkolonialisierung“. Es ist offenkundig, daß viele „befreite“ Bauern und Landarbeiter nicht bereit sind, zu tun was unvermeidlich und in wachsendem Maße ihre Aufgabe ist: weit über den Eigenbedarf hinaus zu produzieren. Das leisten seit Jahrhunderten die Europiden, auch die Japaner und die Chinesen — wer aber sonst?!

*

Die Welternährungssicherung d.h. bei steigenden Bevölkerungszahlen die entsprechende Vermehrung der greifbaren Nahrungsmittel ist das unmittelbare Problem — es muß gelöst werden, wenn Katastrophen verhindert werden sollen.

Die Erzeugung von Industriegütern, deren massenhaftes Angebot das moderne Weltgeschehen charakterisiert, ist für die Völkerexistenz demgegenüber nur von indirekter, dennoch aber von beträchtlicher Bedeutung.

Außer für den Menschheitsteil, der in Kältegebieten lebt und für den deshalb Kleidung und Unterkunft zum Existenzminimum gehören, dienen die handwerklich, industriell und sonst zivilisatorisch erbrachten Leistungen zwar nicht der primitiven Erhaltung, wohl aber der Erleichterung, auch der Verlängerung unseres Lebens. Gewiß: Wir existieren ohne Tisch und Stuhl, ohne Auto und Kühlschrank, ohne Augenglas und Regenschirm, ohne Rundfunkgerät oder Buch — und Milliarden von Menschen entbehren solche Güter schon deshalb nicht, weil sie ihnen immer noch unbekannt sind.

Aber dieser durch Erfindungsgabe und Nachahmungsbereitschaft gesteuerte Tätigkeitsdrang hat einen mittlerweile schon jahrtausendealten Güteraustausch in Gang gesetzt, der mit Recht als Merkmal menschlicher Zivilisierung gilt.

Ein realistischer Zukunftsausblick kann sich angesichts der zahlenmäßigen Menschheitsvermehrung deshalb nicht auf das Problem beschränken, ob und wie genügend Nahrungs-

mittel produziert werden, auch die Frage nach der Rohstoff- und Energieversorgung für die industrielle Produktion muß gestellt und beantwortet werden.

Die menschlichen Zivilisationsanstrengungen standen und stehen vielfach heute noch unter dem zweifelhaften Vorzeichen des Abbaues: Angefangen von den Wäldern die man in vielen Weltgegenden einfach niederschlug*, ohne sie wieder aufzuforsten, zum Bergbau, zur Ölbohrung und Mineraliengewinnung: Man sucht, findet und vermindert den Bestand an nutzbaren Rohstoffen. Es wird zunehmend schwieriger, an die Lagerstätten heranzukommen — und dieser Prozeß der technischen Komplikation schreitet weiter voran. Man bohrt bereits auf dem Meeresgrund, um neue Erdölfelder zu erkunden, manche der Kohlereviere, die im 19. Jahrhundert noch die Industrialisierung Europas in Gang setzten und ermöglichten, sind infolge weitgehenden Abbaues schon stillgelegt. Es bedarf ganzer Armeen von Geologen und Ingenieuren, um immer neue Fundstätten zu erkunden und zu erschließen. Die Klage des „Raubbaues an der Natur" ist berechtigt und wird immer lauter vernehmbar.

Es ist freilich auch nicht zu übersehen, daß der Erfindergeist nicht träge geworden ist — schon mit der Elektrizität sind Energiequellen erkundet worden, die ohne Erschöpfung von Reserven auch in fernster Zukunft zur Verfügung stehen werden. Die Energiemengen, die teils die Sonneneinstrahlung, teils der Gezeitenwechsel der Weltmeere zur Verfügung stellt, sind zwar noch nicht nutzbar gemacht: aber das kann und wird gewiß noch geschehen. Freilich wird sich auch hier das Gesetz von der zunehmenden Schwierigkeit

---

* Vgl. den Hinweis auf das einst bewaldete und heute weithin verkarstete Südindien in „Die Welt der Tausend Völker" Seite 148.

geltend machen. *Steigender* Einsatz von Intelligenz, Tatkraft und planender Ordnung wird nötig sein, um die allein vernünftige abbaufreie Dauernutzung natürlicher Hilfsquellen durchzusetzen.

Die Natur ist unerschöpflich — allerdings nur für den Menschen, der sie gedanklich begreift und sein Handeln nach ihr richtet.

*

Die Rechnung ist zweifelsfrei: Wenn für das Jahr 2000 (um dieses Richtjahr zu zitieren, obwohl es sich dabei nur um eine fiktive Zahl handelt und größere Zeitabschnitte zur Diskussion stehen) die erforderliche Welternährung und der europide Zivilisationsstand gesichert bleiben soll, so ergibt sich sowohl eine zahlenmäßige als eine Elite-Forderung: es werden *mehr* denkende Landwirte, *mehr* Techniker, *mehr* Organisatoren nötig sein; anders ausgedrückt: der zu erwartende Weltzustand kann nur gemeistert werden, wenn es nicht nur doppelt soviele Inder, Brasilianer, Haussas, Ibos usw. gibt, sondern auch mindestens doppelt soviel Deutsche, Franzosen, Engländer, auch die zahlenmäßig „Kleinen", aber in ihrer Arbeitsleistung doch „Großen": etwa die Niederländer, Dänen, Schweden u.a.m. — also Menschentypen, von denen *erwiesen* ist, daß sie die benötigten Eigenschaften in reicher Fülle und in jeder Generation zur Verfügung stellen.

Mit dem einfachen Wunsch nach neuerlicher Verstärkung der ökonomisch aktiven Völker, der Nationen mit starkem „Impetus" ist es freilich ebenso wenig getan, wie mit dem wirkungslosen Verzweiflungsruf nach Geburtenbeschränkung in den sog. Entwicklungsländern. Hier ist der Punkt, an dem das biologische Denken politisch werden muß: nur wer neue Ursachen begründet und veränderte Veranlassungen setzt, kann unerwartete Wirkungen erzielen.

Die Einsicht in das Notwendige mag das heutige Abgleiten der weißen Völkerwelt aufhalten, zu neuem Anstoß brauchen wir mehr: eine Grundstimmung der Zuversicht und Zukunftshoffnung — nur sie kann unsere Völker aus ihrer heutigen „Lust am Untergang" befreien und ihre Lebenskräfte neu mobilisieren.

Daß eine solche Umkehr sowohl biologisch wie politisch noch möglich ist, dessen dürfen wir gewiß sein; die weißen Völker sind weder ausgestorben, noch haben sie ihre Vitalität eingebüßt — gerade unser Jahrhundert hat das dramatisch gezeigt. Wir haben uns in Rivalitätskämpfen gegenseitig zermürbt und tun dies heute noch — nur dadurch ist die „weiße Weltgeschichte" derzeit in Frage gestellt.

In dieser Besinnungskrise sollten wir uns daran erinnern, daß noch nichts Endgültiges geschehen ist und daß es auch Zeichen gibt, die uns Wege zu neuen Anfängen weisen. Man muß sie nur sehen wollen.

Die europiden Völker, die derzeit eng zusammengedrängt und scheinbar ratlos dem auf sie zukommenden Erstickungs- und Erdrückungstod entgegenblicken, haben nach wie vor ihr Schicksal selbst in der Hand.

Es stehen ihnen sogar noch riesige Entwicklungsbereiche zur Verfügung, wenn sie auch ungleich und unzweckmäßig verteilt sind: Kanada, Australien, Sibirien; gewaltige rohstoffreiche, noch fast menschenleere, unbestritten dem weißen Mann zugehörige Gebiete harren der Erschließung. Es fehlt nur an den politischen Formen und Formeln, die es den europäischen Völkern erlauben würden, aus ihrer beängstigenden, bereits naturverpesteten Raumenge sich dorthin auszubreiten — ohne ihre nationale Identität aufzugeben.

Diese entscheidende Forderung ist mit unseren heutigen Einsichten leicht begreiflich und dank der modernen Wirtschafts- und Verkehrstechnik ist sie auch unschwer erfüll-

bar. Nicht nur große Wanderungsbewegungen, auch Industriesiedlungen jeglichen Ausmaßes sind innerhalb weniger Jahrzehnte möglich geworden — warum sollten sich die europäischen Völker nicht transatlantische Nationalprovinzen schaffen* und in ihnen die Bewegungsfreiheit und den neuen Lebensmut finden, die ihnen heute fehlen?! In heute leicht überwindbarer Ferne, in fester politischer und wirtschaftlicher Bindung an die Heimat Volksniederlassungen aufzusiedeln und zu industrialisieren — diese Aufgabe müßte sowohl einen Ausweg aus der heutigen europäischen Zwangslage öffnen als auch den optimistischen Anstoß zu jener weißen Völkerregeneration schaffen, um die es heute geht.

Solche — nur in unserer bisherigen Denkweise kühnen, in biologisch-realistischer Sicht aber nüchtern-rationalen — Schritte aus dem circulus vitiosus der weißen Staatenrivalität sollten begleitet sein von einer ebenso vernunftgesteu-

---

* Die kanadische Provinz Quebec — im 17.—18. Jahrhundert von französischen Siedlern erschlossen — hat sich bis heute ihren Volkstumscharakter bewahrt. Es ist nicht einzusehen, weshalb die kanadische Zentralregierung den berechtigten Autonomieforderungen dieser Franco-Kanadier immer noch Widerstand leistet. Warum sollte das riesige Kanada — mit Rohstoffreserven für mehrere Dutzend Industriegebiete — sich nicht staatsrechtlich modernisieren und der unzureichenden europäischen Einwanderung durch Anerkennung dieser und Schaffung weiterer nationaler Provinzen einen Anreiz geben, der sich durch Beteiligung des jeweiligen Heimatlandes an den Erschließungsaufgaben, durch die Zulässigkeit doppelter Staatszugehörigkeit u.a. überzeugend verstärken ließe. Die neue Weltsituation fordert neue Methoden. Auch der Zustand Australiens — heute noch ein fast menschenleerer Kontinent (8,1 Millionen Quadratkilometer mit knapp 14 Millionen Einwohnern!) — kann und wird sich nur festigen, wenn dieser Staat sich den europäischen Völkern zu einer Kolonisierung öffnet, die dem klassischen griechischen Vorbild entspricht — ohne Zwang zur Aufgabe der nationalen Zugehörigkeit, ohne die abstoßende Fiktion des „Schmelztiegels".

erten Neuregelung unserer Einflußnahme auf die nichtweiße Menschheit — sie wird auch dann die Mehrheit bilden, wenn wir uns aus der heutigen Gefahr hoffnungslosen Minderheitsverfalls befreit haben.

Auch hier kann als realistisch nur ein Denken und Handeln gelten, das die biologischen Tatsachen in Rechnung stellt.

Die Menschheit *hat* sich seit Jahrhunderttausenden getrennt entwickelt und das Ergebnis *sind* die Völkerdifferenzen — ob wir sie anerkennen und in unserer Planung in Rechnung stellen oder ob wir das Offenkundige leugnen und mißachten. Unsere bisherigen verfälschten Betrachtungsweisen ändern nichts an den tatsächlichen Verhältnissen, aber Unvernunft erschwert die Weltordnung, auf die es heute und in Zukunft mehr denn je ankommt.

Auch zwischen der aufgrund ihrer unzweifelbar überlegenen technischen Befähigung menschheitswichtigen weißen und der ökonomisch weniger produktiven farbigen Welt* müssen neue realistische Formen des Zusammenwirkens, des Austausches von Leistungen und der Arbeitsteilung gefunden werden.

„Verschiedenheit" ist nicht gleichbedeutend mit „Gegensatz". Wer diese beiden Begriffe verwechselt, begeht einen Denkfehler. Wer tatsächliche Verschiedenheiten leugnet, schafft künstliche Gegensätze. Menschliches „Ordnen" muß — um erfolgreich zu sein — Verschiedenheiten respektieren und dadurch Konflikte vermeiden.

Sachurteile über vorhandene oder fehlende Eigenschaften bedeuten keine moralische Wertung. Wer ein Orchester bildet

---

* Diese Zusammenfassung läßt nur zwecks Verdeutlichung *unserer* Probleme die im Laufe der Darlegung häufig erörterten Sonderfälle z.B. die Japaner unerwähnt. Der einsichtige Leser weiß, daß die zivilisatorische Bedeutung dieser Mongoliden und ihr tätiger Beitrag zur Meisterung der Weltprobleme keinem Zweifel unterliegt.

hält Ausschau nach musikalisch Begabten. Es wäre falsche Rücksicht, auch Unmusikalischen Aufgaben zuzumuten, für die sie nicht geeignet sind, sie in einen Wettbewerb zu rufen, in dem sie unterlegen sein müssen. Die objektive Einschätzung von biologischen Sachverhalten ist sittlicher als deren Leugnung. Es ist keine „Hilfe“, von Völkern Leistungen zu erwarten, die sie nicht erbringen werden, weil sie sie nicht erbringen können.

„Getrennte Entwicklung“ — unter den besonderen Verhältnissen Südafrikas ein umstrittenes Schlagwort*: in Wirklichkeit das kennzeichnende Stichwort der bisherigen und das allein brauchbare Programmwort der künftigen Menschheitsgeschichte.

Wir müssen das Naturgesetz der getrennten Entwicklung, das wir nicht ändern sondern nur zu unserem Schaden außer Betracht lassen können, endlich zur Kenntnis nehmen und verständige Folgerungen daraus ziehen.

„Getrennte Entwicklung“: auf beiden Worten liegt die gleiche Betonung.

„Getrennt“ heißt: nach erbveranlagten Merkmalen, also nach der „Programmierung“, nach der „Skala der Möglichkeiten“ *sortiert.*

„Entwicklung“ heißt: in jeder produktiven Fähigkeit gefördert, also zur maximalen Leistung angeregt zu werden.

Der Weltbevölkerungsdruck — gleichgültig wann und wie er zum Stehen kommt — zwingt heute dazu, in der landwirtschaftlichen und industriellen Produktivität jedes Volkes den im Sinne einer konfliktfreien Weltordnung einzig vernünftigen Wertmaßstab zu sehen — einen Maßstab, der ebenso an die unterschiedlichen Regeln anzulegen ist, die man gemeinhin als „Gesellschaftsordnung“ bezeichnet.

---

* Vgl. „Die Welt der Tausend Völker“, Seite 518ff.: „Die Apartheid: Idee und Ziel“

Auch hier sind die Völkerdifferenzen von tiefgreifender Bedeutung. Daß bei den Europiden der freie Wettbewerb zu volkswirtschaftlichen Höchstleistungen führt, beweist das heutige Produktions- und Lebensstandardgefälle zwischen dem marxistisch behinderten „östlichen" und dem davon noch unberührten „westlichen" weißen Menschheitsteil. Die hier offenkundige Erfahrung bedeutet freilich nicht, daß das Wettbewerbsprinzip überall zu Leistung und Leistungssteigerung führt. Im Gegenteil:

Ein nüchterner Weltausblick zeigt, daß in den meisten Menschheitsbereichen ohne Produktions*zwang* zu wenig geschieht. Dort mag der Satz gelten, daß Staatseingriff und Staatskontrolle wirksamer und erträglicher sind als die unkontrollierte wirtschaftliche Machtausübung einer Minderheit von Pfiffigen.

Zukunftentscheidend sind nicht die angewandten Methoden, sondern ihr produktives Ergebnis.

Das Zweckmäßige zu tun, ist zur Weltaufgabe geworden.

*

Der getrennten Entwicklung als Welt-Ordnungs-Prinzip steht biologisch nur die Alternative einer — freiwillig nicht realisierbaren — groben Rassenmischung gegenüber. Dazu ist nach heutigem Wissen und nach der lateinamerikanischen Erfahrung kein Wort mehr nötig.

Die Anerkennung des politischen Grundgedankens der getrennten Entwicklung führt in logischer Folge zur Forderung nach volksstaatlicher Ordnung, zur Beendigung falscher Hilfen und zur Wiederherstellung gesunder Interessenbeurteilung und -Wahrnehmung in den Beziehungen zwischen den weißen und nicht weißen Staaten. „Hilfe zur Selbsthilfe" wird darunter zu begreifen sein, wenn es sich um die Verbreitung neuer Einsichten und erfolgreicher

Arbeitsmethoden handelt — aber wer als Lehrmeister gerufen wird, muß als solcher anerkannt sein. Neue Formen und Formeln werden auch hier gefunden werden müssen, um dem weißen Mann in allen Staaten, die seine Mitwirkung wünschen oder gar brauchen, Lebenssicherheit und Wirkungsgewißheit zu bieten.

Die Durchsetzung des biologischen Realismus bedarf sowohl international als auch national des Mutes zu neuen Ordnungen.

Das gilt im besonderen dort, wo eine volkswirtschaftliche Verflechtung von unterschiedlichen Großrassen stattgefunden hat und im beiderseitigen Interesse fortgesetzt werden soll, wie es außer in Südafrika auch in den Vereinigten Staaten von Nordamerika der Fall ist. Die naturwidrige „Gleichheits"-Theorie hat dort bereits zum Dauerkonflikt geführt — die Anerkennung der getrennten Entwicklung (die unter amerikanischen Verhältnissen ein Negerparlament, eine Neger-Kulturverwaltung und einen Neger-Vertreter in der US-Regierung zur Folge haben wird) zeigt den einzig überzeugenden Weg zu Reibungsminderung und brauchbarer Ordnung.

Ähnlich sind die Konflikte zu beurteilen, die innerhalb des volksstaatlichen Zusammenlebens immer dann entstehen, wenn zivilisatorische Fortschritte neue Konkurrenzverhältnisse schaffen und geänderte Eliteforderungen stellen. Die nationale Wachsamkeit muß sich immer wieder aktivieren, um unter neuen Umständen jeweils das Allgemeininteresse gegenüber der Eigensucht durchzusetzen und den Tüchtigen gleiche Chancen zu sichern. Jedem *seine* Bildungsgelegenheit, jedem *seinen* Platz im Leistungsparallelogramm der Nation: das ist das beherrschende Interesse der Gemeinschaft. Welcher Platz für den Einzelnen der „seine" ist, läßt sich nur von der Begabung, von der angeborenen Anlage her begreifen — auch hier weist das biologische Wissen neue Wege.

Jede veranlagte produktive Fähigkeit, die nicht voll entwickelt wird oder nicht zum Einsatz kommt, bedeutet Verschleuderung von Volksvermögen!

Im nationalen wie im größeren Rahmen des künftigen Menschheitsgeschehens formuliert sich die Forderung der biopolitischen Vernunft auch als ethische Idee: Nicht eine nach jahrhunderttausendfachem Auseinanderleben unwiederholbare Befähigungsgleichheit aller Menschen läßt sich neu schaffen, wohl aber kann und muß mit der Lebens- auch die Leistungsfortsetzung der Völker gesichert werden.

Aus der getrennten Entwicklung und *durch* sie zum arbeitsteiligen Zusammenwirken: das ist das biopolitische Thema heute und morgen — nur das ist Weltordnung ohne Denkfehler, das Programm unseres Überlebens.

Die Deutschen und die Juden — Problemvölker der weißen Welt

Das Erfordernis einer Regeneration der weißen Völker ist jedem Nachdenklichen rasch einsehbar, es ließen sich auch diesseits der raumausgreifenden biopolitischen Zielsetzungen lebhafte Einzelprogramme erdenken — von einer lastenausgleichenden Familien- und einer begabungsorientierten Bildungsförderung, einer gemeinschaftsbezogenen Großbetriebsform bis hin zu Autonomiegesetzen und Grenzveränderungen entsprechend dem Volksstaatsprinzip, zu supranationaler Kooperation der weißen Völker in Wirtschafts-, Wehr- und Weltpoltik. Alles das könnten Stufen zu jenem neuen Optimismus sein, der bewirkt worauf es ankommt: eine kräftige Vermehrung der Leistungsfähigen und Arbeitsamen.

Mit Wunschträumen ist freilich nicht viel genützt; nur ein Blinder kann die Barrieren übersehen, die im Wege stehen. An zahlreichen Stellen sowohl dieser Schrift als im Bericht über „Die Welt der Tausend Völker“ mußte von den europäischen Rivalitätskämpfen und ihren Auswirkungen die Rede sein. Unbegreifliches und Sinnloses ist Wirklichkeit geworden und bis heute geblieben.

Eine nicht nur mitten durch Europa sondern auch mitten durch Deutschland, ja durch eine frühere Weltstadt gezogene Stacheldraht- und Mauergrenze belehrt uns deutlicher als eine Bibliothek von Büchern: die deutsche Frage ist ein, wenn nicht *das* zentrale Thema der weißen Weltgeschichte. Die historische Entwicklung ist in jedem Geschichtsatlas an den Karten abzulesen. Noch im Jahre 1400 umfaßte das

Deutsche Reich mitteleuropäische Gebiete von etwa 950000 Quadratkilometern; im Jahre 1939 errechnete sich sein staatlicher Besitzstand mit 635000 Quadratkilometern — das deutsche Gebiet hat sich also im Lauf von fünf Jahrhunderten um fast ein Drittel verringert obwohl die deutsche Volkszahl sich in der gleichen Zeit um ein Vielfaches vermehrt hat. Im Jahre 1945 bestand die Weisheit der Sieger wiederum nur in brutalen Gebietsamputationen und Deutschenaustreibungen; den Deutschen wurde ein Strangulierungstod verordnet — wir haben ihn seither durch bedeutende Anstrengungen zwar gebremst, sind aber der Gefahrenzone noch nicht entronnen und müssen in jeder dunklen Wolke am Horizont das Wetterleuchten eines neuen Anti-Germanismus erkennen.

Draußen sagt man immer noch und immer wieder, es sei rechtens und notwendig gewesen, uns niederzukämpfen — obwohl nüchterne Einsicht zeigt, daß es ein Pyrrhus-Sieg war, den die Feinde der Deutschen errungen haben. Ihr mutwilliger Riß durch Deutschland hat sich über die ganze Welt fortgesetzt, und es ist eine Lage entstanden, die neu überdacht werden sollte — nicht nur von uns, sondern vor allem von den allzu Selbstgerechten draußen. Statt sich über das Geschehene kritisch Rechenschaft zu geben, täuschen sie sich und uns durch eifernde „Schuld"-Behauptungen, die auch durch kniefällige Bekenntnisse deutscher Bundeskanzler nicht an historischem Wahrheitsgehalt und politischer Vernunft gewinnen.

Wer realistisch nach den Gründen fragt, die uns Deutsche zu einem europäischen Problemvolk gemacht haben, dessen Minderung und Zerschlagung seit dem Dreißigjährigen Krieg das Ziel nahezu aller europäischen Auseinandersetzungen gewesen ist, — dem drängt sich eine zusammenfaßende Antwort auf: weil wir einerseits zu zahlreich und andererseits zu tätig sind. Man fürchtet uns — fürchtet man uns zu

recht? Der „furor teutonicus“ war schon den Römern ein schreckerregender Begriff — es sei deshalb die selbstkritische Antwort gewagt: unsere angestaute Kraft kann sich furchtbar entladen. Unvermeidlich aber ist auch die Gegenfrage: *muß denn die deutsche Kraft in aufgezwungener Enge immer noch und immer wieder angestaut werden?!*

Ist nicht heute zur deutschen Frage eine grundlegend *neue* Antwort unerläßlich?! Zwingt nicht die weiße Allianz, die das offenkundige Gebot der Stunde ist, dazu, den Schutt von Jahrhunderten wegzuräumen?!

Die weiße Völkerwelt — nach den beiden Deutschlandkriegen des 20. Jahrhunderts bedroht von allen Geistern, die sie einst gerufen hat — wird nur weiterbestehen, wenn sie zusammenfindet, und sie kann nur zusammenfinden, wenn sie einen neuen Anfang meistert und die Lehre unserer Epoche begreift: *ohne* oder *gegen* die Deutschen ist weder Europa noch gar die Vielvölkerwelt zu ordnen, *mit* ihnen aber gibt es keine unlösbare Aufgabe. Wir sind für alle nicht nur ein Problem- sondern auch ein Schicksalsvolk.

*

Wenn die deutsche Frage deshalb heute noch den politischen Ausblick verdüstert, weil wir nach der Meinung von engstirnigen und kurzsichtigen Vergangenheitspolitikern nicht nur zu fleißig, sondern auch zu viele sind und deshalb nicht wieder vereinigt werden sollen, so zeigt sich die zweite Frage, die in der neueren Geschichte beunruhigend gewirkt hat, in einem nahezu entgegengesetzten Aspekt: weil sie einerseits ein ebenfalls sehr aktives, aber andererseits ein zahlenmäßig kleines Volk sind, wurden die Juden zu einem Problem der weißen Welt.

Von der erstaunlichen, in der Menschheitsgeschichte beispiellosen Leistung der jüdischen Volkserhaltung in der Zer-

streuung war bereits ausführlich die Rede (vgl. Seiten 116ff.). Zur Ergänzung seien noch die Überlegungen zitiert, die Theodor Herzl, der Begründer des Zionismus, in seiner im Jahre 1896 in Wien erschienenen grundlegenden Schrift: „Der Judenstaat — Versuch einer modernen Lösung der Judenfrage" angestellt und mit denen er seine Forderung begründet hat, das jüdische Volk nun doch aus der Diaspora in einen eigenen Staat zusammenzuführen. Der Antisemitismus — so urteilte Herzl mit scharfsichtiger Beobachtung — müsse „weiterwachsen", solange „die Ursachen weiterbestehen und nicht behoben werden können":

„Die causa remota ist der im Mittelalter eingetretene Verlust unserer Assimilierbarkeit, die causa proxima unsere Überproduktion an mittleren Intelligenzen, die keinen Abfluß nach unten haben und keinen Aufstieg nach oben — nämlich keinen gesunden Abfluß und keinen gesunden Aufstieg. Wir werden nach unten hin zu Umstürzlern proletarisiert, bilden die Unteroffiziere aller revolutionären Parteien und gleichzeitig wächst nach oben unsere furchtbare Geldmacht" (a.a.O. Seite 25).

Herzl beschreibt hier mit klassischer Prägnanz eine Konfliktsituation, die sich in den Folgejahrzehnten sichtbarer als jemals zuvor verdeutlicht hat, aber in der jüdischen Zerstreuung stets virulent war und psychologisch unschwer erklärbar ist. Es ist ein aus ihrer Lage begreifliches Sicherheitsverlangen, das eine intelligente Minderheit nach Möglichkeiten Ausschau halten läßt, sich in einer fremden Mehrheitsumgebung und gegen ihre Assimilierungslockung durchzusetzen. Dieser Davidskampf gegen den Goliath bedarf der kritischen Beobachtung des Gegners, der klugen Abschätzung seiner Schwächen und des gezielten Schleuderwurfes auf seine verwundbaren Stellen. Dennoch: auch der geschickteste Kampf von Schwachen gegen Überstarke birgt Gefahren; Theodor Herzl (er war persönlich zunächst „Assimilant", änderte aber seine Meinung unter dem Eindruck des Pariser

Dreyfus-Prozesses und der Erregung, die damals in Frankreich entstand) glaubte nicht mehr an die Möglichkeit einer jüdischen Volkserhaltung unter den modernen Weltverhältnissen; er wünschte sich eine bäuerliche Regeneration des Judentums und proklamierte als Ziel des Zionismus „die völkerrechtlich gesicherte Souveränität auf einem für unsere gerechten Bedürfnisse ausreichenden Landstrich“, also nicht eine neuerliche Umsiedlung in einen fremden Staat, wie sie damals von Rußland nach den USA im Gange war, sondern Gründung eines Staates Israel, wie sie schließlich 1948 erfolgt ist. Das jüdische Volk hat damit seine souveräne Heimstätte erhalten, seine dortige Aufbauleistung beeindruckt ebenso wie sein entschiedener Verteidigungswille. Herzls Voraussicht hat sich bestätigt: in Israel sind die Juden kein „Problemvolk“ mehr; und außerhalb ihres Staates besteht nun für sie auch kein Anlaß für weitere jüdische Davids-Kämpfe in und gegen „Goliath“-Staaten.

Einsichten dauern freilich oft lange, bis sie in breiter Front begriffen werden, und so nimmt es nicht wunder, daß in mancher Auseinandersetzung der Gegenwart immer noch die von Herzl kritisierten jüdischen Intelligenz-Kräfte gegen eine Konsolidierung der weißen Welt wirken. Aber die von der israelischen Staatsgründung ausgehende Neuorientierung des jüdischen Selbsterhaltungskampfes ist in Gang gekommen; sie wird sich schließlich durchsetzen.

Was zur deutschen Frage zu sagen war, gilt auch für die jüdische: der Positionskampf innerhalb der weißen Welt ist sinnlos geworden; die Fronten haben sich geändert, die Probleme von morgen kommen auf *alle* weißen Völker zu, keines kann sich ihnen auf die Dauer entziehen, auf keines kann und darf verzichtet werden.

Die weiße Regeneration braucht *beide* als Völker und als Staaten: die Juden und die Deutschen — *alle* Deutschen — in *ihrem* Staat.

Der Hinweis auf diese nicht nur historischen sondern immer noch virulent-politischen Fragen muß zum Schluß einer heutigen Zeitkritik wenigstens kurz skizziert werden — in ihnen wird nicht nur sichtbar, sondern bis in den Nerv spürbar, wie wenig Wahrscheinlichkeit besteht, daß das Erforderliche in Bälde geschieht und wieviel noch zu regeln ist bevor die ins Taumeln geratene weiße Völkerwelt neuen Schritt fassen kann.

Dennoch: wer weiß, was geschehen sollte, hat es leichter, den Weg zu finden.

*

Mag die Selbstzerstörung der weißen Welt bereits fortgeschritten sein und von mächtigen Kräften weiterhin betrieben werden, mag ihr Niedergang dem raschen Blick fast unaufhaltsam scheinen: unvermeidlich ist die Katastrophe trotz allem nicht.

Auf ernste Argumente der Besorgnis, aber auch auf triftige Gründe der Zuversicht zu verweisen — das war das Anliegen dieser Schrift. Wiederholt sei, was eingangs gesagt wurde:

„Es ist nie zu spät, die Wirklichkeit so zu sehen, wie sie ist; nie zu spät, das in des Wortes unmittelbarer Bedeutung Notwendige zu tun."

Inhaltsverzeichnis

SANDEN Was muß geschehen?